maybrief

043

April/2016

wohnen! / walter gropius‘ späte siedlungs-architektur / riedberg: nur eine etappe der frankfurter stadterweiterung! / walter schwagenscheidt und die raumstadt / mays bedrohtes nachkriegserbe in berlin / making heimat / mitscherlich vs. may / ausstellung im mayhaus: beilagen der moderne

in dieser ausgabe

02 editorial
Dr. Eckhard Herrel

04 thema
Wohnen in Frankfurt am Main: Wir brauchen ein qualitätsvolles Wachstum
Olaf Cunitz

06 thema
Berlin: Walter Gropius' späte Siedlungsarchitektur
Dr. Bernhard Kohlenbach

08 thema
Der Riedberg: Nur eine Etappe der Frankfurter Stadtentwicklung!
Prof. Dr. Martin Wentz

12 thema
Walter Schwagenscheidt und die Raumstadt
Tasillo Sittmann

14 thema
Mays bedrohtes Nachkriegserbe in Berlin
Dr. Florian Seidel

16 thema
„Making Heimat": Die Ankunftsstadt ist selbstgebaut
Peter Körner und Philipp Sturm

18 thema
WOHNEN und die Architektur der Moderne
Alex Dill

20 thema
Mitscherlich vs May: Vom Streben nach einem menschenwürdigen Wohnen
Dr. Klaus Strzyz

23 ausstellung
May-Ausstellung in Nahost
C. Julius Reinsberg

24 ausstellung
Werbung mit Erfolgscharakter
Theresia Marie Jekel

26 serie
Die Werkssiedlungen der Farbwerke Hoechst
Dr. Klaus Strzyz

28 ernst-may-gesellschaft
Frankfurter Küche – Restaurierung 2.0?
Dr. Peter Paul Schepp

30 szene
SELBSTENTWURF. Das Architektenhaus als Porträt von der Renaissance bis zur Gegenwart
Dr. Eckhard Herrel

32 nachrichten

34 forum

35 impressum

Titelbild: Der Frankfurter Riedberg vor der Bebauung
Foto: Wentz Concept Projektstrategie GmbH

Liebe Freundinnen und Freunde der ernst-may-gesellschaft,

„wohnen!" So lautet das Thema dieses maybriefes. Wir haben versucht, das - wieder einmal - sehr aktuelle Thema mit seinen unterschiedlichen Facetten zu behandeln. Wir greifen aktuelle Probleme der Bereitstellung von ausreichendem und geeignetem Wohnraum für Menschen mit unterschiedlicher Herkunft und Vermögen auf, wollen aber auch historische Entwicklungen (und Fehlentwicklungen) nachvollziehen.

In seinem Gastbeitrag nimmt Bürgermeister Olaf Cunitz zur derzeitigen Wohnungssituation in Frankfurt am Main Bezug auf die Ära Ernst Mays. Wie sein Amtsvorgänger von 1925 bis 1930 fordert der jetzige Dezernent für Planen und Bauen ausreichenden und bezahlbaren Wohnraum für alle Bevölkerungsschichten. Es bleibt abzuwarten, ob es der Politik gelingt, sich gegen Spekulanten und profitorientierten Investoren durchzusetzen. Anmerkung: Auch unser gemeinnütziger Verein ist von den umstrittenen Mieterhöhungen der städtischen Wohnungsbau-Holding betroffen. Während der Zuschuss aus dem Kulturhaushalt der Stadt seit 11 Jahren konstant bleibt, erhöhten sich die Ausgaben für die Miete und

Nebenkosten des Musterhauses gerade in den letzten Jahren beständig. Durch diese Schere bei den Ein- und Ausgaben verringert sich unser Handlungsspielraum sukzessive. Hier offenbart sich ein eklatanter Interessenskonflikt zwischen dem kulturellen Anspruch der Stadt und dem Streben nach Gewinnmaximierung einer städtischen Wohnungsbaugesellschaft!

Rückblick: Zur Linderung der Wohnungsnot in Berlin entstanden in den 1960er bis Anfang der1980er Jahren mehrere Großsiedlungen. Eines der frühen Großprojekte, mit deren Planung Walter Gropius ab 1959 beauftragt war, stellt die später nach ihm benannte Gropiusstadt dar. Dr. Bernhard Kohlenbach vom Landesdenkmalamt Berlin gewährt uns einen Einblick in die Planungsgeschichte und erläutert, was von Gropius' ursprünglichem Entwurf tatsächlich umgesetzt wurde.

Zurück nach Frankfurt am Main: In diesem Jahr wird die Städtebauliche Entwicklungsmaßnahme Riedberg abgeschlossen. Der Initiator und verantwortliche Planer dieses neuen Stadtteils für 15.000 Bewohner war der damalige Planungsdezernent und Stadtrat Dr. Martin Wentz. In seinem Rückblick auf rund 25 Jahre Planungs- und Realisierungsgeschichte erinnert Professor Wentz an die Schwierigkeiten, dieses Großprojekt auf den Weg zu bringen.

In Berlin-Kreuzberg ist ein wichtigstes Spätwerk Ernst Mays aus dem Jahr 1967 in seinem jetzigen Bestand akut gefährdet. Zur ungewöhnlichen Vorgeschichte: Um dem Mangel an altersgerechten Kleinstwohnungen in der geteilten Stadt abzuhelfen, schenkte(!) die Wohnungsbaugesellschaft Neue Heimat dem Land Berlin ein Seniorenwohnheim und benannte es nach dem 1963 verstorbenen Leiter des Wohnungskonzerns Heinrich Plett. Nach jahrzehntelanger fehlerhafter Bauunterhaltung wurde die Immobile kürzlich an einen privaten Investor verkauft, der das inzwischen wertvolle Grundstück verdichten und die Grünanlage weitgehend überbauen will. Unser Mitglied und Experte für Mays Nachkriegsplanungen, Dr. Florian Seidel zeigt die Qualitäten dieses (bisher ungeschützten) Baudenkmals auf und plädiert für den Erhalt des Ensembles.

Als wir im Spätsommer vergangenen Jahres die Schwerpunkthemen für die nächsten vier Ausgaben des maybriefes festlegten, war die Bereitstellung von ausreichenden und menschenwürdigen Flüchtlingsunterkünften – zumindest in Deutschland - noch kein drängendes Problem. Jetzt nehmen sich auch Architekten und Stadtplaner der „Willkommenskultur in Deutschland" an und entwickeln interessante Ideen im Kontext von „Bauen für Migranten". Am 27. Mai wird die 15. Internationalen Architekturausstellung – La Biennale di Venezia eröffnet und bis zum 27. November 2016 zu besichtigen sein. Das Motto des Deutschen Pavillons lautet „Making Heimat. Germany, Arrival Country". Einen Vorgeschmack auf die vom DAM-Direktor Peter Cachola Schmal als Generalkommissar geleitete und von Oliver Elsner kuratierte Ausstellung bietet der Beitrag von Philipp Sturm und Peter Körner.

Weitgehend unbekannt dürfte der Diskurs sein, den Ernst May in den Jahren 1965/66 mit Alexander Mitscherlich in Folge von dessen Publikation „Die Unwirtlichkeit unserer Städte" führte. Dr. Klaus Strzyz beleuchtet die Hintergründe des Zusammentreffens und spekuliert über mögliche Annäherungen dieser beiden Antipoden.

Zum Thema „Wohnen" gehört selbstverständlich auch die komfortable und zweckmäßige Ausstattung der Räumlichkeiten. In einem Seminar „Restaurierte Architektur" des Institut national d'histoire de l'art in Paris stellte Dr. Peter Paul Schepp Ende letzten Jahres die aufwändige Restaurierung unserer Frankfurter Küche vor. Anfang dieses Monats eröffneten wir die Sonderausstellung „Beilagen der Moderne. Das Frankfurter Register und seine Produkte". Die Kuratorin Theresia Marie Jekel erläutert das Konzept der Ausstellung und reflektiert die gut besuchte Vernissage. Die selten gezeigten originalen Einlegeblätter zum Neuen Frankfurt und die dort beworbenen Objekte können noch bis zum 7. Juli 2016 im ernst-may-haus besichtigt werden.

Mit 36 Seiten Umfang stellt dieser 43. maybrief rein quantitativ einen neuen Rekord auf. Ich hoffe, mit der Vielfalt der Beiträge können wir Sie, liebe Leserinnen und Leser, auch qualitativ überzeugen.

Dr. Eckhard Herrel, Vorstandvorsitzender

Wohnen in Frankfurt am Main: Wir brauchen ein qualitätsvolles Wachstum

Von Bürgermeister Olaf Cunitz

In mancherlei Hinsicht befindet sich die Stadt Frankfurt am Main heute in einer ähnlichen Situation wie zu den Zeiten von Ernst May. Insbesondere im Hinblick auf das anhaltende Bevölkerungswachstum stehen wir heute wie damals vor der Herausforderung, ausreichenden und angemessenen Wohnraum für alle Bevölkerungsschichten zur Verfügung zu stellen. Ein Schwerpunkt muss dabei auf bezahlbarem Wohnraum liegen.

Warum? Frankfurt am Main wächst nach langen Jahren der Stagnation wieder – in atemberaubender Geschwindigkeit. In weniger als einem Jahrzehnt ist die Einwohnerzahl um rund 70.000 auf heute bereits mehr als 700.000 gestiegen. Das ist eine Größenordnung, die der Einwohnerzahl einer Stadt wie Fulda entspricht. So viele Einwohner wie heute hatte die Stadt noch nie. Der größte Teil des Zuwachses besteht aus Menschen, die aus Hessen, aus Deutschland, aus Europa und aus der ganzen Welt hierherziehen. Diese Zuzüge resultieren vornehmlich aus der Bedeutung Frankfurts als Wirtschaftsstandort. Der kleinere Teil des Zuwachses ist durch den Geburtenüberschuss bedingt. Hier befindet sich Frankfurt im bundesweiten Vergleich in der Spitzengruppe. Dieser starke Bevölkerungszuwachs hat erhebliche Auswirkungen auf den Wohnungsmarkt. Denn einer steigenden Nachfrage steht ein in nicht gleichem Maße steigendes Angebot gegenüber. Als Konsequenz steigen Mieten und Immobilienpreise von Jahr zu Jahr. In den stark nachgefragten Stadtvierteln, dem erweiterten Innenstadtbereich mit den Gründerzeitquartieren, drohen Verdrängungseffekte. Und während in Frankfurt zwar auch viel gebaut wird, so entsteht für Haushalte mit mittleren und geringen Einkommen noch zu wenig neuer Wohnraum.

Wir als Stadt begegnen dem Bevölkerungswachstum in vielerlei Hinsicht. Ein wichtiger Teil unserer Wohnungspolitik ist die Wohnungsbauförderung, da der Markt es aus sich heraus nicht leistet, alle Einkommensschichten mit bezahlbarem Wohnraum zu versorgen. Wir haben deshalb ein breites Angebot an Wohnbauförderprogrammen. Um günstigen Wohnraum zu schaffen, stellen wir gegenwärtig 45 Millionen Euro jährlich an Fördermitteln zur Verfügung. Dabei geht es nicht nur um klassische Sozialwohnungen. Wir fördern auch Wohnungen für Familien, Senioren oder Studierende und nicht nur Mietwohnungen. Auch den Erwerb von Wohnungen – neu oder im Bestand – sowie Modernisierungen unterstützen wir finanziell. Nicht zuletzt spielen auch Themen wie generationsübergreifendes, gemeinschaftliches und genossenschaftliches Wohnen eine größere Rolle als früher.

Wir werden zumindest im übertragenen Sinne auch enger zusammenrücken müssen: Denn um angemessenen Wohnraum für alle Bevölkerungsschichten zur Verfügung stellen zu können, müssen wir neues Wohnbauland ausweisen, Arrondierungen bestehender Wohnquartiere prüfen, den Dachgeschossausbau unterstützen, vorhandene Baulücken einer Bebauung zuführen, weitere Büro- und Gewerberäume in Wohnungen und ganze Gewerbegebieten in Wohnbauflächen umwandeln sowie Möglichkeiten zur Nachverdichtung untersuchen, wo es für das Umfeld und die Umwelt verträglich ist. In Bezug auf die Ausweisung von neuem Bauland haben wir derzeit rund 30 Bebauungspläne in der Bearbeitung, mit denen wir Frankfurt an den Ortsrändern weiterentwickeln und auch Freiflächen in Anspruch nehmen. Es ist übrigens kein Zufall, dass eines unserer wichtigsten Wohnbauprojekte, das mit der Teileinhausung der Autobahn A661 verbunden ist, den Arbeitstitel Ernst-May-Viertel trägt. Wir wollen damit ganz bewusst zum Ausdruck bringen, dass wir ganz den Mayschen Gedanken folgen, mit denen er in seiner Zeit als

Der Autor

Seit 15. März 2012 ist Olaf Cunitz Bürgermeister und Dezernent für Planen und Bauen der Stadt Frankfurt am Main. Geboren wurde er 1968 in Frankfurt am Main.
Das Studium der Mittleren und Neueren Geschichte schloss er in Frankfurt am Main mit dem Magister Artium ab. 1991–1995 war er Mitarbeiter der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung, 1993 – 1996 Freier Mitarbeiter am Historischen Museum und 1997– 2004 als Projektleiter in einem Marktforschungsunternehmen tätig. 2005 – 2006 Mitarbeiter der Landtagsabgeordneten Mathias Wagner und Marcus Bocklet. Von Juli 2006 bis März 2012 war Cunitz Fraktionsgeschäftsführer und Fraktionsvorsitzender der Grünen im Römer.

Siedlungsdezernent der Stadt Frankfurt zwischen 1925 und 1930 das „Neues Frankfurt" schuf, mit dem auch alle Bevölkerungsschichten mit angemessenem Wohnraum versorgt werden sollten.

Beim Bauen werden wir künftig noch stärker ein Augenmerk auf Energieeffizienz, Barrierefreiheit und altersgerechte Ausstattung legen müssen. Und auch die Infrastruktur muss erweitert werden – etwa für Verkehr, Bildung, Kinderbetreuung. In Frankfurt spielt sich die gesamte Entwicklung allerdings auf einer sehr begrenzten Fläche von knapp 250 Qadratkilometern ab. Das entspricht ungefähr dem Stadtgebiet von Erfurt oder Bielefeld. Denn Frankfurt am Main hat eine der höchsten Einwohnerdichten unter den deutschen Großstädten. Hinzu kommt, dass etliche Restriktionen, wie die Seveso-Richtlinien, Siedlungsbeschränkungsgebiete sowie Landschaftsschutzgebiete zu beachten sind.

Daher steht auch außer Frage, dass langfristig die Herausforderungen der Zukunft nur regional gelöst werden können. Weder die kompakte Stadt noch die dezentrale Stadtregion ist die alleinige Antwort, sondern sie müssen gemeinsam gedacht und entwickelt werden. Dazu braucht es aber ein stärker ausgeprägtes gemeinsames Problembewusstsein, gemeinsame verbindliche Ziele und arbeitsfähige regionale Strukturen. Die Wachstumssorgen werden aber nicht in Gänze auf die Region abgewälzt werden können, wie es vielleicht der eine oder andere hofft. Denn auch in den Nachbarkommunen von Frankfurt gibt es jetzt schon nennenswerten Zuzug, der bewältigt werden will. Früher oder später muss auch wieder die Frage nach einer anderen politischen Verfasstheit der Region erlaubt sein, egal unter welchem Namen. Vielleicht könnten hier Offenbach und Frankfurt der Motor einer solchen Entwicklung sein.

Um allen Nutzungsansprüchen bei einer begrenzten Stadtfläche gerecht zu werden, ist aber auch ein äußerst komplizierter Abwägungsprozess nötig. Und es bedarf einer weit in die Zukunft reichenden Stadtentwicklungsstrategie, die einen Zeitraum bis 2030, 2040 oder 2050 im Auge hat. Eine Strategie, an der der Magistrat unter Federführung des Planungsdezernats bereits arbeitet. Eine erfolgreiche Strategie für die künftige räumliche Weiterentwicklung der Stadt braucht aber die Ideen, das Engagement und das Zusammenwirken vieler Kräfte aus Politik, Wirtschaft und Stadtgesellschaft. Innerhalb der Verwaltung und mit den Bürgern soll ein Konsens darüber erarbeitet werden, wohin sich die Stadt entwickeln soll. Damit werden auch Konflikte ein Stück weit vermieden oder wenigstens minimiert. Und wenn die Stadt als Ganzes weiß, wo sie hinwill, kann viel effizienter und zielgerichteter zusammengearbeitet werden.

Eine solche Strategie sollte also nicht nur fachlich-technische Lösungen für einen Wachstumsprozess liefern, sondern muss ganzheitlich und interdisziplinär angelegt sein. Gefragt ist nicht einfach nur ein räumlich-funktionales Konzept, das Flächenansprüche und -nutzungen regelt. Gefragt ist eine Vorstellung, wie und wohin sich die Stadt entwickeln soll. Soziales und Integration müssen dort genauso Raum finden wie Wirtschaft und Verkehr. Leitend müssen Fragen sein wie: Wie wollen wir in Zukunft in dieser Stadt zusammenleben? Wie finden auch in den nächsten Jahrzehnten die Weltstadt Frankfurt und die Heimat Frankfurt zueinander? Es gilt, ein positives Bild für die Zukunft zu setzen: Wie wird das Thema Weltstadt Frankfurt und Heimat Frankfurt in einem Bild zusammengebracht, wie lässt sich zeigen, dass das Wachstum Chancen bietet und der Stadt eine Zukunft gibt? Und das Wachstum muss gestaltet werden. Es braucht eine Richtung, ein Ziel und vor allem braucht es Qualität.

Der Weg hin zu einer Zukunftsstrategie ist voller Schwierigkeiten. Dabei ist die erste Erkenntnis banal: Die Zukunft ist unsicher. Veränderungen geschehen immer häufiger und schneller. Während in der Vergangenheit die Umbrüche phasenweise stattgefunden haben, scheint dies nun permanent stattzufinden. Was wir brauchen, ist eine offene Debatte über das Wachstum und seine Folgen. Denn Wachstum darf eben nicht nur quantitativ betrachtet werden. Wachstum braucht, wie bereits erwähnt, Qualität – und das ist eine der wesentlichen Herausforderungen für eine nachhaltige und zukunftsfähige Stadtentwicklung. Und auch in dieser Hinsicht finden sich wiederum einige Parallelen zwischen der heutigen Zeit und der Ära von Ernst May.

Berlin: Walter Gropius‘ späte Siedlungsarchitektur

Von Dr. Bernhard Kohlenbach

Ab 1959 war Walter Gropius mit der Planung der später „Gropiusstadt“ genannten Großsiedlung in Berlin beauftragt. Er versuchte nach selbstkritischer Reflektion seiner Vorkriegsarbeit, neue städtebauliche Ideen umzusetzen. Umsetzung fand nur ein Bruchteil seiner Konzepte.

Im März 1959 beauftragte die Gemeinnützige Heimstätten AG (GEHAG) den Harvard-Professor Walter Gropius mit dem Entwurf einer Großsiedlung für etwa 50.000 Menschen in einem ländlichen Gebiet am südlichen Stadtrand Berlins. Mit seinen Planungen, die Gropius zusammen mit Kollegen aus seinem Architekturbüro The Architects Collaborative (TAC) erstellte, revidierte er einige frühere Vorstellungen über Städte- und Siedlungsbau. Hatte er vor dem Krieg im Siedlungsbau überwiegend ökonomische, klimatische und hygienische Kriterien im Wohnungsbau gelten lassen, was zu einem etwas schematischen Zeilenbau führte, so wollte er nun zusätzlich psychologische Bedürfnisse der Bewohner berücksichtigen. Er stellte den Menschen in den Mittelpunkt, der ein individuelles Zuhause sucht, Ruhe und Geborgenheit in geschlossenen naturnahen Räumen wünscht.

Sein erster Plan von 1960 unter dem Motto „Größte Variation in der Einheit“ richtet sich an einem übergeordneten Grünzug aus. Die abwechslungsreich und unregelmäßig gestalteten Wohngruppen bilden differenzierte Räume. Autofreie Wohngebiete wurden aus umschlossenen Höfen und Wohnzeilen parallel von Fußwegen gebildet. Im Zentrum dieser Wohnkerne waren kreisrunde Häuser vorgesehen, kleine Stadtkronen als Reminiszenz an Bruno Tauts Hufeisen. 80 Prozent der Wohnungsbauten hatten nur zwei bis vier Geschosse. Nur die Bauten in den übergeordneten Zentren waren acht bis 14-geschossig. Gropius‘ Idee war eine menschengerechte Gemeinschaftsarchitektur, dafür nahm er auch funktionale Nachteile bei der Besonnung in Kauf.

Nach Hinweisen aus der Berliner Bauverwaltung führte Gropius in einem überarbeiteten Plan von 1961 ein erweitertes Straßennetz ein. Er blieb bei seinen Wohngebieten mit Nachbarschaftscharakter, reduzierte jedoch die Zahl der Rundbauten, die aus der Berliner Architektenschaft heraus scharf kritisiert wurdenIn seinem Spätwerk gewichtete Gropius die Funktionen eines Wohngebäudes anders als in der Zwischenkriegszeit und wertete die Formgebung als psychologisches Bedürfnis der Menschen auf. Er legte Wert auf Individualität und Wiedererkennbarkeit eines Wohnortes innerhalb eines übergeordneten einheitlichen Grundkonzepts.

Die Planung von Walter Gropius und TAC für die Großsiedlung Gropiusstadt wurde größtenteils nicht verwirklicht. Die Berliner Bauverwaltung und die an der Ausführung beteiligten Wohnungsbaugesellschaften veränderten auch die revidierten Pläne so weit, dass der Anteil von Gropius an dieser Siedlung kaum mehr spürbar ist. Das Gebiet wurde unter den Wohnungsbaugesellschaften aufgeteilt, die mit ihren Architekten eigene Planungen umsetzten. Ein Grund dafür war eine gewollt drastische Verdichtung der Siedlung aus wirtschaftlichen Überlegungen heraus und das Fehlen eines „politisch und ökonomisch potenten kulturellen Trägers“ (Gerhard Fehl). Gropius wurde die Ausführungsüberwachung verwehrt.

Die GEHAG und zwei andere Gesellschaften ermöglichten Walter Gropius jedoch an zentraler Stelle in der Gropiusstadt den Bau eines seiner Wohngebiete mit mehr als 1.300 Wohneinheiten. Er entwarf unter Einbeziehung eines kleinen Wäldchens eine Kombination aus einem 17- bis 18-stöckigen halbrunden Baukörper und einem 31-stöckigen Hochhaus. Zum Bauabschnitt zählen weitere neun neungeschossige Wohnhäuser. Auch hier war Gropius gezwungen, seine Gebäude höher zu bauen. An seinen Kontaktarchitekten in Berlin schrieb er: „Wissen Sie, ich befinde mich in einer merkwürdigen Lage. In den dreißiger Jahren habe ich in Berlin das Wohnhochhaus propagiert und wurde von der gesamten Presse und Martin Wagner […] verhöhnt. Heute neige ich dazu, eine große

Dichte zu bremsen, wo ich kann.“ Letzteres ist ihm in der Gropiusstadt nicht gelungen.

Die Nachbarschaftseinheit ist unregelmäßig um begrünte und baumbestandene Höfe mit verschiedenen Privatheitsgraden gruppiert, so wie Gropius es sich ursprünglich für die gesamte Stadt vorgestellt hatte. Sämtliche Häuser entstanden im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus und in Plattenbauweise nach dem Vorfertigungssystem Allbeton. Das halbrunde „Gropiushaus“ öffnet sich in Richtung des südlich liegenden Wäldchens. Die Nordseite ist wegen der auf die Himmelsrichtungen reagierenden Grundrisseinteilung durch eine symmetrisch angeordnete, lebhaft vor- und zurückspringende Fassade charakterisiert. Gestalterische Akzente setzen die halbrunden Achsen der Treppenhausaustritte. Die Oberfläche der Außenplatten besteht aus Kieselwaschbeton. An den beiden Enden des Gebäudes sind die Wohnungen mit ihren Loggien nach Süden gedreht. Zur Wohnanlage gehört eine zweigeschossige Parkpalette, die die Halbkreisform des Gropiushauses nachzeichnet.

Das Wohnhochhaus für die Wohnungsbaugenossenschaft Ideal war mit 31 Stockwerken zur Zeit der Erbauung eines der höchsten Wohngebäude Europas. Es bietet Platz für 228 Wohnungen – überwiegend Zweizimmerwohnungen in mehreren Varianten. Im Erdgeschoss sind Läden untergebracht. Das Haus auf Y-förmiger Grundfläche wird mittig erschlossen, die acht Wohnungen pro Etage sind teilweise, im westlichen und im östlichen Flügel, über Laubengänge erreichbar. Bei der Grundrissgestaltung führte Gropius wieder die Küche mit Essplatz ein, auch das eine Kritik an den winzigen Küchenmaschinen der 1920er Jahre. Das Hochhaus ist mit Eternitplatten verkleidet, die weiß gestrichen waren.

Lageplan des ausgeführten Wohngebiets von Walter Gropius (Bild: Archiv des Landesdenkmalamtes Berlin)

Das Gropiushaus, der einzige verwirklichte halbrunde Bau und das Zentrum der Gropiusstadt (Foto: Bernhard Kohlenbach)

Der Entwurf von Gropius für die gesamte Gropiusstadt wurde also nicht umgesetzt. Es wurde nicht einmal ein einheitlicher Entwurf ausgeführt, sondern seine Ideen bestenfalls verwässert, meist aber ignoriert. Nur die Nachbarschaft, die Gropius selbst entworfen hat, vermittelt noch seine ursprüngliche Entwurfsidee. Die Bauten sind weitgehend authentisch erhalten. Das Landesdenkmalamt Berlin hat mit der Erforschung und Erfassung dieses Wohngebiets begonnen. Eine architektur- oder kunstgeschichtliche Bedeutung könnte in der Dokumentation des Spätwerks und der Weiterentwicklung des strengen funktionalistischen Ansatzes des berühmten Bauhaus- und CIAM-Gründers zu finden sein. Walter Gropius und TAC haben in der Gropiusstadt auch einen Schulcampus entworfen, die erste deutsche Gesamtschule. Sie ist bereits in die Berliner Denkmalliste eingetragen worden.

Der Autor

Dr. Bernhard Kohlenbach arbeitet seit 1993 beim Landesdenkmalamt Berlin, wo er unter anderem für die Berliner Denkmaltopographien, die flächendeckende Erfassung von Denkmalen und Wissensmanagement zuständig ist. Einen Schwerpunkt bilden momentan die Großprojekte der 1960er bis 1980er Jahre.

Der Riedberg: Nur eine Etappe der Frankfurter Stadtentwicklung!

Von Prof. Dr. Martin Wentz

2016 wird die Entwicklungsmaßnahme der Stadterweiterung Riedberg abgeschlossen werden, 2020 sollen die Bauarbeiten abgeschlossen sein. Bis zur Verwirklichung des neuen Stadtteils war es ein weiter Weg.

Aus historischer Sicht auf die Entwicklung der Stadt Frankfurt am Main war die Planung und Bebauung des Riedbergs kein ungewöhnliches Ereignis. Auf die regelmäßigen Wachstumsschübe der Stadt antworteten die Verantwortlichen der Stadt stets mit einem seit Jahrhunderten zur Verfügung stehenden Instrument, dem der Stadterweiterung. So entstanden im Kampf gegen den Wohnungsmangel des ausgehenden 19. Jahrhunderts Stadtteile wie das Westend, Nordend oder Ostend auf der „grünen Wiese" vor der Stadt. Zur Bekämpfung der Wohnungsnot wurden in den zwanziger Jahren des vorherigen Jahrhunderts unter der Verantwortung von Ernst May großflächig Siedlungen wie die Römerstadt oder Westhausen am Rand der Stadt gebaut. Legendär ist der für Frankfurt von Ernst May zum Ende seiner Amtszeit entworfene Flächenentwicklungsplan. Dieser projektierte eine umfangreiche Stadterweiterung und wurde nach dem 2. Weltkrieg Grundlage zur Beherrschung der Wohnungsnot. Über 50 Siedlungen wurden auf unbebauten Flächen in kurzer Zeit errichtet. In den sechziger Jahren kam die Nordweststadt hinzu. Anfang der 70er schließlich der Ben-Gurion-Ring, in seiner Gesamtkonzeption kein Beispiel ausgewogener Stadtentwicklung.

Anfang der neunziger Jahre erlebte Frankfurt einen erneuten Wachstumsschub: In Folge der Wiedervereinigung Deutschlands und des Kriegs im früheren Jugoslawien kamen innerhalb von 4 Jahren über 30.000 Neubürger in die Stadt. Dabei herrschte mangels ausreichenden Wohnungsbaus bereits 1989 ein erheblicher Wohnungsmangel. Auf diese Situation reagierte die Bundesregierung mit der Vorlage eines „Wohnungsbauerleichterungsgesetzes" (warum reagiert die Bundesregierung heute nicht analog?), in dem auch das Instrument der „städtebaulichen Entwicklungsmaßnahme" in das Dauerrecht übernommen wurde. Dieses Instrument ermöglicht – soweit die Kommune es entsprechend einsetzt – die Grundstücke, ggf. durch Enteignung, zum Anfangswert des Agrarlands anzukaufen und zum Wohnbaulandpreis an Bauherren nach der gesicherten Erschließung wieder zu veräußern. Aus der Wertdifferenz kann die soziale sowie technische Infrastruktur für den geplanten Stadtteil durch die Stadt finanziert werden – eine kolossale Entlastung des städtischen Haushalts. Heute sind sich die Experten einig, dass nur über diesen Weg, jenseits kommunaler Subventionen, „kostengünstiger Wohnungsbau" errichtet werden kann.

Vor dem Hintergrund der Wachstumszahlen und dieses neuen Rechtsinstruments untersuchte das Planungsdezernat Anfang der neunziger Jahre nach einer ersten Überprüfung des Stadtgebiets durch gezielte Machbarkeitsstudien drei große Ackerflächen im Frankfurter Norden auf ihre Eignung als neue Stadtteile: den Riedberg, den Martinszehnten sowie den Pfingstberg. Im Ergebnis entsprachen alle drei Gebiete den grundsätzlichen Anforderungen an eine qualifizierte Stadtentwicklung. Entschieden wurde, den städtischen Körperschaften den Riedberg als neuen Wohn- und Universitätsstadtteil sowie den Martinszehnten als neues Gewerbegebiet vorzuschlagen. Der Pfingstberg wurde für eine spätere Entscheidung vorerst zurückgestellt. Im Jahr 1993 wurden in der Folge die Einleitungsbeschlüsse für die beiden städtebaulichen Entwicklungsmaßnahmen Riedberg und Martinszehnten gefasst.

Die Arbeit konnte beginnen. Es galt, noch gab es keinerlei Erfahrung,

- die Satzungsvorlagen für die städtebaulichen Entwicklungsmaßnahmen auszuarbeiten,
- die Änderung des geltenden Flächennutzungsplans des Umlandverbands Frankfurt zu betreiben,
- die vorgeschlagene Verlagerung des Innenstadtzoos zu umgehen,
- mit der Universität ihre zukünftige Erweiterung abzustimmen sowie ein
- schlüssiges Bebauungskonzept für den folgenden Bebauungsplan zu entwickeln.

Die aktuellen Bauprojekte auf dem Riedberg erinnern an die Architektur Ernst Mays (Bild: Stefan Forster Architekten)

Die Überlegungen zur Verlagerung des räumlich beengten Zoos aus der Innenstadt waren noch nicht sehr weit gediehen und hatten utopischen Charakter. Anders die Entwicklung der Universität. Mit dem Land Hessen waren schon 1967 Teile des Riedbergs als Verlagerungsflächen ausgehandelt worden. Das erste Institut wurde Anfang der siebziger Jahre auf den Riedberg verlagert. Erst zu Beginn der neunziger Jahre folgten weitere Neubauten. Mit der sich nun bietenden Chance, einen großen, gemischt genutzten Universitätsstadtteil zu entwickeln, konnte schließlich mit dem Land die Verlagerung der naturwissenschaftlichen Institute auf den Riedberg vereinbart werden. Hilfreich waren dabei die parallelen Verhandlungen mit dem Land zur Verlagerung der Uni ins Westend auf das IG-Farben-Gelände.

Die größten Schwierigkeiten bereiteten dagegen die Verhandlungen mit dem Umlandverband Frankfurt (heute Regionalverband Frankfurt RheinMain) zur Umwidmung der Agrarflächen in ein neues Baugebiet mit ca. 260 ha Gesamtfläche. Grundsätzlich ging der Umlandverband davon aus, dass der zukünftige Wohnungsbau vorrangig im Umland der Großstadt stattzufinden habe. Die Großstadt sei zu „entlasten" im Sinne einer Dekonzentration (grotesk beim Vergleich der kleinen Großstadt mit anderen Städten). Die realen Wohnungsnöte der Menschen in Frankfurt hatten allerdings mit dieser ideologischen Vorstellung und der daraus folgenden weiteren Zersiedlung der Region wenig zu tun. Nach sehr langen strittigen Verhandlungen wurde schließlich der folgende Kompromiss ausgehandelt:

In umfassenden Klimauntersuchungen sollte die Stadt Frankfurt nachweisen, dass eine Bebauung des Riedbergs keine klimatischen/lufthygienischen Nachteile für die Frankfurter Stadtteile und die Innenstadt brächte. Insbesondere ging es dabei um die Kaltluftströme von den Taunushängen und die höheren Winde aus der Wetterau. (Anm.: Auf Grund meines physikalischen Wissens war mir klar, dass Kaltluft immer nur bergab strömen kann und sich deshalb – wenn überhaupt – nur im Niddatal sammeln würde. Dort aber bildet die vorhandene Bebauung Eschersheims bereits heute einen Flaschenhals für die im Niddatal entstehende Kaltluft. Wir konnten unserer Sache also relativ sicher sein.) Es folgten aufwändige und langwierige Messungen der Kaltluftströme mit Rauchuntersuchungen und selbst Luftballons. Das Ergebnis war wie erwartet: Der größere Teil der Kaltluft kam schon über die nördliche gelegene Autobahn A5 nicht hinaus. Kaltluft vom Riedberg sammelte sich im immer schon kalten Niddatal und blieb dort liegen. Die Wetterauwinde konnten dagegen mit einer Höhenbegrenzung der Gebäude auf ca. 22 m (6 Geschosse) weiter unbehindert strömen.

Städtebauliche Entwicklungsmaßnahme am Riedberg, Stand November 1999 (Bild: Stadt Frankfurt am Main)

Damit waren alle externen Spatzen gefangen! Der Weg stand offen. Für die Entwicklung des städtebaulichen Konzepts sowie die erforderlichen Umwelt- und Verkehrsuntersuchungen traf ich als zuständiger Dezernent die Entscheidung, die eigenen Fachleute zu beauftragen und in gemeinsamen Workshops kooperativ zusammenzuarbeiten anstatt Wettbewerbe auszuschreiben. Das große Ziel war, die Mitarbeiter zu motivieren. Viel zu oft hatten sie in der Vergangenheit erfahren, dass beauftragten Externen das erforderliche Grundlagenwissen fehlte und deshalb ständig nachgearbeitet werden musste. So entwickelten die städtischen Verkehrsplaner die unterschiedlichsten Lösungen für insbesondere die äußere Erschließung. Die Umweltplaner untersuchten sämtliche für den Umweltbericht erforderlichen Fakten und werteten dies aus. Auch die Archäologen prüften die historische Situation, nach der z.B. eine alte Römerstraße in das Bebauungskonzept zu integrieren sei. Schließlich erarbeiteten 11 verschiedene Mitarbeiterteams unterschiedliche städtebauliche Entwürfe, die anschließend im großen Kreis ausgewertet und aus deren Erkenntnis das städtebauliche Konzept entwickelt wurde. Begleitend stand als externe Beratung und Prüfung das Planungsbüro Trojan und Trojan zur Seite, das schließlich den abgestimmten Entwurf verfeinerte. Diese Zusammenarbeit war für alle Beteiligten eine tolle Erfahrung.

Nach drei Jahren konnten 1996 die Ergebnisse zur Beschlussfassung vorgelegt werden: die Entwicklungssatzung sowie der Aufstellungsantrag für den Bebauungsplan samt sämtlicher Unterlagen. Vorgeschlagen wurde ein neuer Stadtteil mit gut 20.000 Einwohnern, ca. 3.000 Arbeitsplätzen und 8.000 Studenten auf rund 87 ha Nettobauland sowie 45 ha Universitätsareal, 6 ha für 16 Kitas, 4 Grundschulen und 2 weiterführende Schulen sowie weitere 94 ha an Grünflächen, Kleingärten und Ausgleichsflächen. Es sollte ein Stadtteil mit bewusst städtischem Charakter werden, also kein Vorort, damit sich dank der Einwohnerdichte auch eine kommerzielle Infrastruktur sowie soziale Netzwerke mit Vereinen ausbilden könnten.

In der folgenden politischen Diskussion wurden aber andere Maßstäbe vorgegeben. Die Baudichte wurde um 25% reduziert, die Einwohnerzahl sank damit auf 15.000 Menschen. Hinter dieser Vorgabe stand ein stärker an einer Vorstadt orientiertes Leitbild mit einer größeren Zahl an Reihen- und Einfamilienhäusern. Auch die Mehrfamilienwohnhäuser im Zentrum verloren dadurch ein Geschoss. Die daraus entstandenen Nachteile einer geringeren Versorgung mit Einzelhandel, Restaurants und Kneipen erkennt nicht nur der Fachmann heute.

Nach der Beschlussfassung der Entwicklungssatzung 1996 klagten die betroffenen Eigentümer gegen sie. Erfolglos: Die Gerichte bestätigten die Entscheidung der Stadt zur Durchführung der städtebaulichen Entwicklungsmaßnahme. Im Jahr 2000 wurde schließlich der Bebauungsplan rechtskräftig; es konnte also losgehen. Sicher hätte viel Zeit gespart werden können, wenn die Entwicklungssatzung und der Bebauungsplan gleichzeitig erarbeitet worden wären. Aber es fehlte noch die Erfahrung mit einer Entwicklungsmaßnahme und ihre Rechtssicherheit. Heute wäre es sicher möglich, die gesamten Rechtsgrundlagen in drei Jahren zu erstellen.

Über 200 Mio. Euro konnten aus der Bodenwertsteigerung für Investitionen in die Infrastruktur des neuen Stadtteils gesichert werden. Die Stadt hätte wahrscheinlich in dieser Zeit für die Wohnungsversorgung diese Summe nicht aufbringen wollen. Jetzt, im Jahr 2016, soll die Entwicklungsmaßnahme beendet werden – erfolgreich! Die Menschen am Riedberg haben sich zusammengefunden, der neue Stadtteil floriert. Und Politiker jeglicher Couleur finden heute den Riedberg gut und haben ihn schon immer unterstützt – c'est la vie.

Aus heutiger Sicht hätte sicher manches besser gemacht werden können. Nur ein Punkt soll erwähnt werden. Zur Sicherung der architektonischen Qualität in der Anfangsphase der Bebauung sollten vorrangig öffentliche Wohnungsbaugesellschaften sich engagieren. Private scheuen (zu Recht?) das wirtschaftliche Risiko des „Pioniers" und bauen deshalb zaghaft und extrem kostengünstig. Öffentliche Gesellschaften haben dagegen einen längeren Atem und können in der Pionierphase die Maßstäbe und Werthaltigkeit durch Qualität sichern. Dies wäre eine ihrer ureigenen Aufgaben.

Die Stadt Frankfurt wächst seit Jahren wieder massiv, die Wohnungsnot ist unübersehbar, erkennbar an den rasant steigenden Mieten und Wohnungskaufpreisen. Eine Verweigerung neuer großzügiger Entwicklungen im Außenbereich wäre absolut ahistorisch – alternative Lösungen stehen nur eingegrenzt zur Verfügung. Bei den nächsten neuen Stadtteilen kann man sich der städtebaulichen Erfahrungen sowie den Erkenntnissen aus dem Verlauf einer Entwicklungssatzung bedienen.

Der Autor

Prof. Dr. Martin Wentz ist Honorarprofessor für Stadtplanung an der Universität Regensburg und war Planungsdezernent und hauptamtlicher Stadtrat der Stadt Frankfurt (1989-2001). Außerdem Geschäftsführer der 2001 von ihm gegründeten Wentz Concept Projektstrategie GmbH sowie des 2010 gegründeten Nachfolgeunternehmens Wentz & Co. GmbH. Seit April 2009 Vizepräsident der Industrie- und Handelskammer, Frankfurt. Er ist Herausgeber der Buchreihe „Zukunft des Städtischen" sowie diverser Publikationen zu Themen der Stadtentwicklung und des Städtebaus.

Anzeige

mores bo

Möbel
Einbau-Möbel & -Küchen
Nischenlösungen
Restaurierung

Boden
Verlegung & Reparatur von
Fertigparkett & Laminat

Franz Kowolik-Seufert
FFM · Heddernheimer Ldstr. 151
info@moresbo.de
0179 54 52 501

Walter Schwagenscheidt und die Raumstadt

Von Tassilo Sittmann

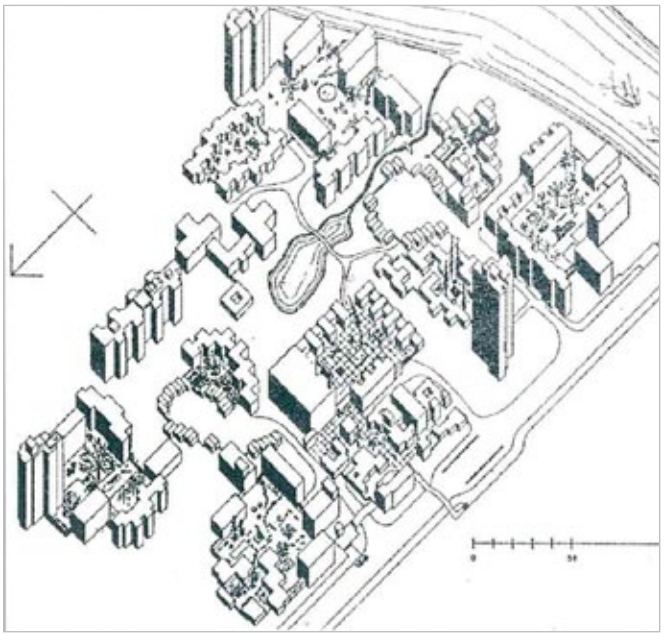
2016 wäre der Architekt Walter Schwagenscheidt 130 Jahre alt geworden – wie sein Kollege Ernst May. Tassilo Sittmann erinnert sich an seinen langjährigen Partner.

„Zwischen Blumen und Schmetterlingen sollen die Menschen leben, abseits der lauten gefährlichen Straßen, in ruhigen, von Natur umschlossenen Räumen." Diese Worte schrieb Walter Schwagenscheidt in seinem Buch „Die Raumstadt". Die in diesem Buch zum Ausdruck kommende menschliche Haltung eines Architekten hatte mich stark beeindruckt, sodass ich bereits als Student den Wunsch hegte, einmal mit Walter Schwagenscheidt zusammenzuarbeiten. Dieser Wunsch ging später in Erfüllung und es entwickelte sich eine lange berufliche Partnerschaft.

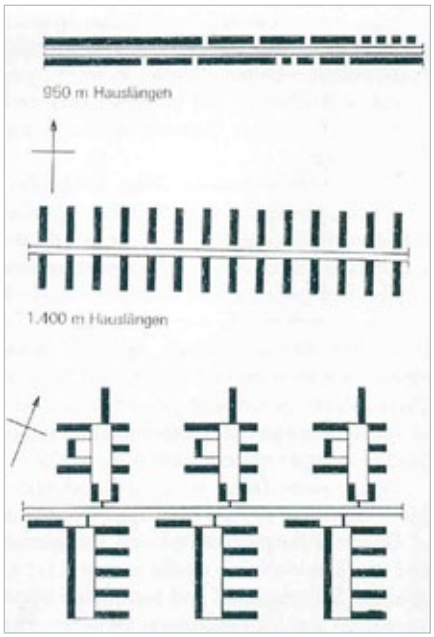
Ein entbehrungsreicher Weg führte Walter Schwagenscheidt bis zu seinen großen Erfolgen im In- und Ausland. Er wurde am 23. Januar 1886 als Sohn eines Bandwirkers in Elberfeld geboren und wuchs in der dortigen Innenstadt auf. Er war eines von 16 Geschwistern. Alle wurden satt, wie er in seinen vielen Vorträgen immer ausdrücklich betonte. Diese Lebensumstände trugen dazu bei, dass er später die soziale Komponente in seinen Stadtplanungen nie aus den Augen verlor.

Nach einer Lehre in einem Architekturbüro besuchte er die Kunstgewerbeschule in Elberfeld und in Düsseldorf und studierte später je ein Semester an der Technischen Hochschule Stuttgart und an der TH München. Unter seinen Lehrern verdienen Wilhelm Kreis, Paul Bonatz und Theodor Fischer besondere Erwähnung. Nach dem Ersten Weltkrieg finden wir ihn in der Zeit von 1921 bis 1927 als hauptamtlichen Assistenten beim Lehrstuhl für Städtebau und bürgerliche Baukunst an der Technischen Hochschule Aachen. Schon damals beschäftigte er sich intensiv mit seiner Raumstadtidee. Seine Vorstellung war, dass jede Stadt aus einer Vielzahl von räumlich komponierten Hausgruppen bestehen müsse. Die Gebäude sollten ruhige Freiräume umstehen, die vom störenden Durchgangsverkehr freigehalten wurden.

Von Jahr zu Jahr vervollständigt und bereichert Walter Schwagenscheidt seine Raumstadtvorstellungen. Dem Zeilenbau der 20er Jahre stellte Walter Schwagenscheidt seine Raumgruppen entgegen. Die damaligen Siedlungen aus ausschließlich in Nord-Süd ausgerichteten Zeilen kritisierte er mit folgenden Worten: „Es ist doch wohl nicht richtig, eine Fläche wie ein Cuthosenmuster aufzuteilen und zu sagen, das sei Städtebau." Ende der 20er Jahre folgte er dem Ruf des Frankfurter Stadtbaurates Ernst May, der in den Arbeiten Schwagenscheidts eine zukunftsträchtige Architektur und einen richtungsweisenden Städtebau erkannt hatte. Walter Schwagenscheidt wurde Technischer und Künstlerischer Leiter der Gartenstadtgesellschaft in Frankfurt.



„Die Stadt von morgen", Luxemburg 1959.
Architekten: Walter Schwagenscheidt und Tassilo Sittmann.



Oben: Bauen entlang der Straße, mitte: Zeilenbau senkrecht zur Straße, unten: Raumgruppen, abgekehrt von der Straße. Entwurf: Walter Schwagenscheidt.

Im Jahre 1930 zog Schwagenscheidt mit May auf Einladung der Sowjetregierung für drei Jahre nach Moskau. Seine Raumstadtideen konnte er bei den Planungen für die Gründung der Industriestadt Magnitogorsk im Ural einbringen. Wie er mir berichtete, konnte man mit den Russen, solange sie keine Parteifunktion innehatten, ein herzliches Verhältnis haben. Niemand verlangte, dass die deutschen Architekten Kommunisten wurden. Kommunisten hätten sie genug. Von den Deutschen erwarteten sie nur deren Arbeit.

Ein seinerzeit für Russland und gleichermaßen heute für uns aktuell gewordenes Problem war „die wachsende Stadt". Schwagenscheidt hatte beobachtet, dass die Barackenstädte für die Arbeiter, welche die Industriekombinate errichteten, später abgerissen und durch eine sozialistische Stadt ersetzt wurden. Um die Stadt nicht zweimal bauen zu müssen, schlug er vor, die provisorischen Siedlungen für die Arbeiter von Anfang an in die Planung für die endgültige Stadt einzubeziehen und im Laufe der Zeit zu ergänzen und mit modernster Technik auszustatten.

Nachdem Josef Stalin 1933 die Architektur der Neuen Sachlichkeit verworfen hatte, kehrte Walter Schwagenscheidt zusammen mit vielen seiner Kollegen nach Deutschland zurück und ließ sich in Kronberg im Taunus nieder. In der nationalsozialistischen Zeit war es ihm nicht möglich, seine architektonischen Vorstellungen ungeschmälert zu verwirklichen. Die wenigen ausgeführten Beispiele seiner Architektur zeigen jedoch, dass er im Gegensatz zur damals geforderten „Blut-und-Boden-Architektur" sein funktionales Bauen durchzusetzen versuchte. Auf seine asymmetrischen Giebeldächer in einem kritischen Unterton angesprochen, antwortete Walter Schwagenscheidt: „Symmetrie ist die Ästhetik des kleinen Mannes".

Nach Kriegsende veröffentlichte er im Jahre 1949 seine städtebauliche Theorien in dem Buch „Die Raumstadt". Dieses Buch, das als sein grundlegendes Werk gilt, bietet eine Fülle von architektonischen und städtebaulichen Anregungen – nicht in trockener Fachsprache, sondern allgemeinverständlich – auf kalligrafisch reizvoll gestalteten Seiten. Dieses Buch wurde wegen seines bedeutsamen Inhalts und seiner eigenwilligen, ungewöhnlichen Typografie 2013 von Dr. Ulrich Wieler, Bauhaus-Universität Weimar, als Reprint wieder verlegt und ergänzt durch einen Band mit Übertragung und Kommentar der Texte.

Ab 1952 arbeiteten Walter Schwagenscheidt, der das Pensionsalter bereits überschritten hatte, und ich, wohl ein junger und ungestümer Architekt und Stadterforscher, in Arbeitsgemeinschaft zusammen. Gemeinsam haben wir versucht, den Individualismus größtmöglich in den gegenwärtigen Städtebau einzubringen und Gestaltungsgrundsätze für die einer pluralistischen Gesellschaft entsprechenden Stadt zu finden. Als Beispiel hierfür möge unser Entwurf für den von der Montanunion in Luxemburg ausgeschriebenen internationalen Städtebauwettbewerb gelten, in dem wir den ersten Preis für Deutschland errangen.

Bei Architektur und Städtebau blieb es nicht. Walter Schwagenscheidt gründete 1953 mit mir und dem Kronberger Grafiker Helmut Dornauf die „Kronberger Werkstatt für Gestaltung", in der wir moderne Radiogehäuse entwarfen, die zeitgerechten Wohnungen entsprachen. Während der internationalen Rundfunk- und Phono-Messen in Düsseldorf und Frankfurt 1953, 1955 und 1957 wurden diese ausgestellt. Wegen ihres damals noch ungewohnten Designs und ihrer Außenflächen in gebleichtem Ahornholz oder polychromer Lackierung waren sie für so machen Betrachter schockierend. Unsere Beispiele gelten heute als ein Anfang moderner Radiogestaltung.

Der Autor

Tassillo Sittmann studierte Architektur an der Technischen Hochschule Darmstadt. 1952 trat er in das Architekturbüro von Walter Schwagenscheidt ein und arbeitete unter anderem an der Konzeption der Frankfurter Nordweststadt mit.

Mays bedrohtes Nachkriegserbe in Berlin

Von Dr. Florian Seidel

In Berlin droht mit dem Heinrich-Plett-Haus ein Stück der Nachkriegsarchitektur Ernst Mays zu verschwinden.

Während die Arbeiten Ernst Mays aus der Zeit des Neuen Frankfurt – auch dank der beharrlichen Arbeit der ernst-may-gesellschaft – inzwischen geschätzt und respektiert werden, sind seine Werke aus früheren und späteren Phasen meist weit weniger im öffentlichen Bewusstsein verankert und somit auch größeren Gefahren ausgesetzt. Immer wieder fallen Bauten Ernst Mays der Abrissbirne zum Opfer oder gehen aus Sanierungsmaßnahmen stark entstellt hervor. In den letzten Jahren betraf es beispielsweise die schöne Wohnsiedlung Grünhofe in Bremerhaven, wo mehrere Wohnzeilen Ernst Mays aus den 1950er Jahren im Zuge der Modernisierung der Siedlung abgerissen wurden. Derzeit ist das Altenwohnheim „Heinrich-Plett-Haus" in Berlin-Kreuzberg, ein Alterswerk Ernst Mays aus dem Jahr 1967, in akuter Gefahr.

In der von dichter gründerzeitlicher Bebauung geprägten Umgebung unterbrechen das Altenwohnheim und ein benachbartes, zeitgleich von May entworfenes Pflegeheim die Fassadenflucht der Blücherstraße. Gemeinsam bilden sie ein lebhaft bewegtes Ensemble, stark gegliedert und von der nördlich verlaufenden Straße abgewandt. Die Wohnseiten beider Bauten richten sich stattdessen, den funktionalistischen Ideen Mays folgend, mit ihren gestaffelten Balkonen nach Süden und Westen aus. Das Wohnheim besteht aus drei Gebäudeteilen, die bis zu elf Geschosse aufragen und die durch eine starke horizontale Fassadengestaltung zu einer Einheit verbunden werden. Gemeinsam mit den umgebenden Grünflächen – einst von Walter Rossow gestaltet - bilden die Gebäude eine organische Einheit. In Berlin fühlt man sich als Betrachter eines derartigen Ensembles schnell an die organische Architektur Hans Scharouns erinnert, die in der zur gleichen Zeit entstandenen Philharmonie und der Staatsbibliothek am Berliner Kulturforum ihren einprägsamsten Ausdruck fand. Anders als diese Ikonen der modernen Architektur wurden die Bauten an der Blücherstraße jedoch in den letzten Jahren eher achtlos verwaltet. Allmählich verfielen sie, Instandhaltungen erfolgten ohne Sinn für die Bausubstanz und die architektonische Qualität. Im Frühjahr 2009 entschloss sich das Land Berlin, eines der Gebäude, nämlich das Wohnheim, über den landeseigenen Liegenschaftsfonds zu verkaufen und auf diese Weise einen geringen Gewinn zu erwirtschaften. Der Erwerber plant nun, das Altenwohnheim durch einige Bauten zu ergänzen, die Grünflächen zu überbauen, und somit die Wirkung des Ensembles dauerhaft zu beschädigen. Gegen dieses Vorhaben hat sich in den letzten Monaten aus der unmittelbaren Nachbarschaft heraus eine Bürgerinitiave gebildet, die unermüdlich für den Erhalt der Grünanlage mit ihrem schönen alten Baumbestand kämpft. Die Forderung der Initiative nach dem Erhalt der Bauten Mays ist sozusagen ein Nebenprodukt des Bemühens um die Bewahrung der Grünflächen.

Heute ist weitgehend unbekannt, wie es zum Bau dieses Ensembles kam, welche Rolle das Land Berlin dabei spielte oder warum eines der Häuser heute noch den Namen „Heinrich-Plett-Haus" trägt. Dabei birgt dieser Name den Schlüssel zum Verständnis der Bedeutung der Bauten.

Heinrich Plett war in den 1950er Jahren Vorstand des gewerkschaftseigenen Wohnungskonzerns Neue Heimat, der in der Zeit des Wirtschaftswunders einen spektakulären Aufstieg nahm. In Rekordzeit wurde die Neue Heimat zum größten Wohnungsunternehmen Europas, sie errichtete beinahe überall in der Bundesrepublik kleinere und in zunehmendem Maße auch große Wohnbauprojekte und prägte entscheidend den Wiederaufbau vieler zerstörter deutscher Städte. Die von Ernst May unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Afrika in die Hand genommene Planung für Neu-Altona und Neubausiedlungen wie die Neue Vahr in Bremen mit 10.000 Wohneinheiten, geplant und erbaut innerhalb von vier Jahren, waren eindrucksvolle Markenzeichen dieses Wohnungskonzerns, der einen Teil seines

Erfolges dem Finanzgeschick seines Vorstandes Plett verdankte.

Im Jahr 1954 hatte Plett Ernst May, dessen Name untrennbar mit dem Neuen Frankfurt, jenem kühnen Wohnungsbauprogramm der 20er Jahre verbunden war, zurück nach Deutschland geholt. Mit Ernst May holte sich Plett eine Ikone des modernen Wohnungsbaus an die Spitze seiner Planungsabteilung. Auch wenn May nur gerade einmal zwei Jahre im Konzern verblieb, ist ein Großteil seines Nachkriegswerks mit der Neuen Heimat verbunden, da er im Anschluss immer wieder Großaufträge, manchmal für die Planung ganzer Wohnsiedlungen, erhalten sollte.

Im Jahr 1963 verstarb Heinrich Plett jedoch überraschend. Als die Neue Heimat im gleichen Jahr bereits 200.000 Wohnungen errichtet hatte, beschloss die neue Konzernführung, ein öffentlichkeitswirksames Signal zu setzen. Die Schlüsselübergabe der 200.000. Wohnung in der Siedlung Falkenhagener Feld in Berlin-Spandau wurde zu einem Medienereignis, und man kam überein, dem Land Berlin aus diesem Anlass ein Wohnheim zu schenken. Dies wurde als Maßnahme gegen den Mangel an altengerechten Kleinwohnungen in der kurz zuvor geteilten Stadt präsentiert. Als Architekt wurde - natürlich - der selbst bereits 77 Jahre alte Ernst May ausgewählt. Er entwarf ein besonderes Ensemble, das sich sowohl in der Art seiner Wohnungen als auch in seiner kompromisslos modernen städtebaulichen Haltung stark von seiner Umgebung abhob. Der Einfluss seines Freundes Hans Scharoun und seines Mitarbeiters Jürgen Baumbach, der wiederum ein Schüler Scharouns gewesen war, ist unverkennbar.

Die Tatsache, dass Bundespräsident Heinrich Lübke zum Baustellenbesuch anreiste und der noch heute am Gebäude angebrachte Name „Heinrich-Plett-Haus“ sind Indizien für die Bedeutung, die die Politik und die Neue Heimat selbst dem Wohnheim beimaßen. Eine Bronzeskulptur des Bildhauers Seff Weidl, der zuvor etwa Werke für die Hauptverwaltung der Neuen Heimat in Hamburg und die Gartenstadt Vahr in Bremen geschaffen hatte, ziert bis heute den Eingang des Gebäudes.

Über den architektonischen Wert des 1967 fertig gestellten Ensembles kann man, zumal nach den Sanierungsversuchen und Umbauten der letzten Jahrzehnte, zunächst geteilter Meinung sein. Dennoch wird bei genauerem Hinsehen, gerade auch auf Fotos aus der Entstehungszeit, die Qualität dieser Bauten offenbar, die bei aller zeittypischen Bescheidenheit einen Optimismus und eine Zuversicht erahnen lassen, die unserer Zeit oft fehlt. Nun ist dieses Zeitdokument des Wiederaufbaus stark gefährdet.

Es wäre schade, wenn das Land Berlin und der Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg es versäumen, dieses Geschenk, ein Alterswerk eines der bedeutendsten deutschen Architekten des 20. Jahrhunderts, angemessen zu schützen. Die ernst-may-gesellschaft verfolgt die weitere Entwicklung aufmerksam.

Das HeinrichPlett-Haus 1967 (oben, Foto: Neue Heimat) und 2016 (links, Foto: Bernhard Kohlenbach)

„Making Heimat“: Die Ankunftsstadt ist selbstgebaut

Von Peter Körner und Philipp Sturm

Selbsthilfe beim Bau von Wohnraum wäre nötig und dürfte nicht durch zu hohe Anforderungen verhindert werden.

Siedlung Praunheim 1929 und 2011
(Fotos: Hermann Collischonn 1929, Deutsches Kunstarchiv, NL May [oben], Peter Körner [unten])

Als Ernst May 1925 als neuer Stadtbaurat nach Frankfurt am Main kam, lagen bereits sechs Jahre Erfahrung als Leiter der Bauabteilung der Wohnungsfürsorgegesellschaft Schlesisches Heim in Breslau hinter ihm. In Nieder- und Oberschlesien ließ er in der wirtschaftlichen Not der Nachkriegszeit Siedlungen mit mehr als dreitausend Wohnungen im typisierten Heimatstil errichten. Zusätzlich übernahm May ab 1922 die Leitung der Bauabteilung der Schlesischen Flüchtlingsfürsorge und entwickelte dort unter anderem ein sogenanntes Selbsthilfe-Haus in preiswerter Holzkonstruktion mit Satteldach und Trennwänden aus Lehm, welches die Besitzer in Eigeninitiative bauen konnten.

Die zwei- und zum Teil dreigeschossigen Einfamilienhäuser in Praunheim sind zum überwiegenden Teil Eigentumshäuser. So fanden von Beginn an Erweiterungen in vertikalen und horizontalen Auf- und Ausbauten statt, um die Häuser dem wachsenden Flächenbedarf ihrer Bewohner anzupassen. Farbenfroh und zum Teil in spektakulärer Formensprache wandelten die Eigentümer Dachgärten zu festem Wohnraum um, setzten Anbauten in die Nutzgärten und stellten Eingangsvorbauten zur Straße.

Konzeptionelle Parallelen zur Frankfurter Idee der „Wohnung für das Existenzminimum“ finden sich ungefähr achtzig Jahre später in den Siedlungsbauten der chilenischen Initiative „Elemental“ um den Architekten Alejandro Aravena, Pritzker-Preisträger 2016 und Direktor der 15. Internationalen Architekturausstellung – La Biennale di Venezia.

Das Bestreben von Elemental sind dabei die Linderung der Wohnungsnot sowie verbesserte Lebensbedingungen der armen chilenischen Bevölkerung. Dem geringen Budget begegnete Alejandro Aravena mit dem Entwurf von halbfertigen Reihenhäusern aus Stahlbeton mit jeweils zwei übereinanderliegenden, sechsunddreißig Quadratmeter

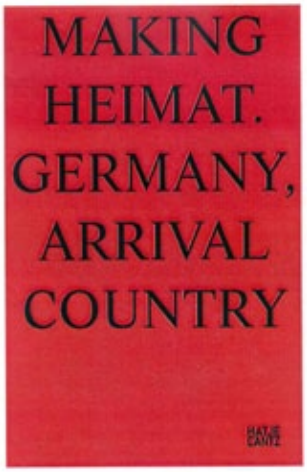
großen Wohneinheiten. Die bereits fertig gestellte Hälfte wurde mit eigener Wasser- und Stromversorgung ausgestattet und bot mit dem Konstruktionsrahmen der anderen Hälfte eine Struktur, die den seismischen Anforderungen standhält. Die Bewohner konnten diesen Teil in Eigeninitiative zu einem späteren Zeitpunkt ausbauen und so die Wohnfläche für knapp 1.000 US-Dollar auf etwa siebzig Quadratmeter verdoppeln.

In Bezug auf die aktuelle Wohnraumproblematik und den Mangel an bezahlbaren Wohnungen in wachsenden deutschen Metropolen wie München oder Frankfurt lassen sich aus den angeführten Selbsthilfebeispielen keine Lösungen, aber durchaus interessante Ansätze ableiten. Ganz gleich, welche Lockerungen der geltenden Bauvorschriften und welche Novellierungen im Bereich der Verwaltung erfolgen, es darf nicht allein über Standards und Ästhetik der Architektur diskutiert werden. Vielmehr muss bei der großen Zahl an notwendigen Neubauten die städtebauliche Integration der neuen Wohnungen und ihrer Bewohner solide bedacht werden, denn der neue Wohnraum wird keinesfalls temporär sein. Wir werden Jahrzehnte in und mit den neuen Häusern und den dazugehörigen Stadtteilen leben.

Quinta Monroy, Chile
(Fotos: Tadeuz Jalocha, 2004 [oben],
Cristobal Palma, 2006 [unten])

Die Ausstellung „Making Heimat. Germany, Arrival Country“ im Deutschen Pavillon auf der 15. Internationalen Architekturausstellung 2016 - La Biennale di Venezia läuft vom 27. Mai bis zum 27. November 2016.

Begleitent erscheint eine Publikation im Hatje Cantz Verlag. Hrsg. v. Peter Cachola Schmal, Oliver Elser, Anna Scheuermann. Texte von Doug Saunders u.a. Gestaltung von Something Fantastic, Berlin. Englisch/Deutsch.
ISBN 978-3-7757-4141-5.



WOHNEN und die Architektur der Moderne

Von Alex Dill

Auch die 13. Karlsruher Tagung am 26. Februar 2016 widmete sich dem Themenkompex Wohnen – ein Tagungsbericht.

Wohnen war eines der wichtigsten Themen im gesamten 20. Jahrhundert. Die Moderne schuf zahlreiche Projekte mit Modellcharakter, Utopien, neue wissenschaftliche Disziplinen, neue Produktionsweisen und Organisationsformen. Die 13. Karlsruher Tagung bot nun einen konzentrierten Diskurs zu aktuellen Wohnprojekten mit wesentlichen Fragen um Zukunftsperspektiven, um aktualisierte Kriterien und um zukünftige Strategien für den Umgang mit der Architektur der Moderne. Die ernst-may-gesellschaft war in diesem Jahr wichtiger Kooperationspartner der Tagungsreihe, die jährlich vom Karlsruher Institut für Technologie (KIT) in der Fakultät für Architektur Karlsruhe unter Leitung von Alex Dill veranstaltet wird.

Dr. Eckhard Herrel, eingeladen zum Thema „Das Neue Bauen / Genie und Zeitgeist im Wandel", bot den über 230 Gästen der Tagung eine aktuelle Analyse der Siedlungen des Neuen Frankfurt. Er zeigte in seinem Vortrag sehr eindrücklich, welche Bedingungen und Entwicklungen in der Rekordzeit von nur fünf Jahren zu den erstaunlichen Ergebnissen und Qualitäten im Planen und Bauen der konzeptionell sehr verschiedenen Siedlungen führten. Er gab auch einen Überblick über die aktuelle Lage und eine Einschätzung dessen, was insbesondere durch besonnene Planung und Pflege sofort und in Zukunft notwendig ist, um den Siedlungen eine baukulturell angemessene Zukunft zu erhalten oder zu erschließen.

Dazu konnte **Professor Ulrich Scheffler** aus seiner Arbeit für die Wohnungsbauten von Mart Stam in der Hellerhofsiedlung berichten. Seine Fallstudie zeigte auf, welche dringend notwendigen Chancen des sensiblen Umgangs, ausgehend von einer eingehenden Bauforschung, in der geduldigen Kooperation mit den Eigentümergesellschaften im großen und im kleinen Maßstab erzielt werden können.

Dr. Robert Kaltenbrunner vom Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung wies im Eingangsvortrag zum Thema „Zur Zukunft der Architektur und des Wohnungsbaus des 21. Jahrhunderts" auf grundsätzliche Unterschiede zwischen Neubau und Bestand hin. So muss Neubau aktuellste Innovationen aufgreifen, Bestand braucht hingegen den Reset im Sinne einer innovativen Angemessenheit und Neuinterpretation der Potenziale. Beides sollte unter stärkerer Beachtung des Wohnumfeldes, des Quartiers, des urbanen Raums stehen.

Professor Vladimir Slapeta aus Prag sprach in seinem Beitrag „Die Werkbundsiedlungen / Eine europäische Architekturgeschichte" über die intensiven biografischen Verflechtungen in Europa und zeigte die Unterschiedlichkeit der Konzepte, mit denen die Werkbundsiedlungen angetreten waren und ihre erstaunliche konzeptionelle Progressivität und Vielfalt. Ihre Ergebnisse sind einzigartige Beispiele europäischer Architekturgeschichte. Die davon ausgehenden Impulse für den öffentlich geförderten Wohnungsbau, Stadtplanungen und den privaten Wohnungsbau sind spektakulär und erzeugten seinerzeit heftige Kontroversen. Deshalb sind sie besonders wichtig als beispielgebende herausragende Bauforschung, für vorbildlichen Umgang in Sanierung und Pflege und in der sensiblen nachhaltigen Nutzung als europäisches Architekturerbe.

Dr. Bernhard Kohlenbach, Beauftragter des Senats für die Großsiedlungen in Berlin, zeigte die Bedeutung der Großsiedlung in ihrer Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte und analysierte die aktuelle Situation. Absichtlich

Alex Dill bei der Eröffnung der Tagung

stellte er zu den Satellitenstädten des ehemaligen Ost-und Westberlin die Frage nach dem angemessenen Denkmalschutz und den Perspektiven.

Der Vorsitzende des Deutschen Werkbunds Baden-Württemberg, **Alexander Grünenwald,** zeigte Projekte, die ebenfalls einen planerisch sehr interessanten, innovativen Umgang mit Großsiedlungen demonstrierten, Strategien des Umgangs mit Abwanderung und Rückbau, aber auch mit Erneuerung durch architektonische Eingriffe, Stärkung der Ästhetik und durch Partizipationsmodelle und Initiativen.

Die weltbekannte Siedlung Halen bei Bern, geplant und gebaut von den Architekten des Atelier 5, war eine weitere prominente Fallstudie. **Professor Bernhard Furrer** zeigte äußerst klar und überzeugend, wie die komplexen Aspekte einer auf Gemeinschaft ausgerichteten, aber gleichzeitig Individualität des Wohnens verkörpernde sehr kompakte Architektur in einzigartiger Lage aktuell analysiert, planerisch professionell begleitet, denkmalpflegerisch aufgrund aktuellster Standards diskutiert und schließlich angemessen und nachhaltig saniert werden können.

Professor Bernhard Furrer im Gespräch (Fotos: Bernd Seeland)

Die „Zeitlosigkeit in den Wohnungsbauten von Otto Rudolf Salvisberg“ konnte **Dr. Theresia Gürtler-Berger** aus Luzern anhand ausgewählter früher Villen-Projekte bis hinein in spätere Wohnhausbauten nachweisen, zum Teil exklusive Details, z.B. den großzügigen Wohnraum, das Panoramafenster, die elegante Treppe, ein Wasserbecken an der Terrasse, Elemente, die in späteren einfachsten, aber wunderschönen Bungalows von Richard Neutra z.B. in seinen deutschen Wohnsiedlungen den Luxus ausmachen und die Wohnkultur sind.

Schließlich gab **Georg Matzka** mit seiner Fallstudie Einblicke in seine Arbeiten und in seine Auseinandersetzung mit der denkmalgerechten und energetischen Sanierung von Geschosswohnungsbauten von 1929 in der Dammerstocksiedlung in Karlsruhe. Glücklicherweise ist dort vorbildlich auch eine kleine Wohnung als Musterwohnung realisiert worden, die Benutzern, Besuchern und Fachleuten jederzeit gezeigt werden kann und zur angemessenen Nutzung aller Wohnungen und zum Verständnis von großem Nutzen ist.

Die abschließende Podiumsdiskussion unter Leitung von **Professorin Kerstin Gothe** griff wesentliche Fragen und nachdenkliche Statements und Forderungen der Expertenrunde auf und diskutierte diese. Die wichtigste Forderung ist, das Verständnis noch stärker als bisher zu wecken, alle Formen einer sinnvollen Information und Aufklärung durch alle Beteiligten wahrzunehmen und zu nutzen und in interdisziplinärer Zusammenarbeit, unter Einbeziehung der Bewohner, verantwortlich für Erhaltung und Pflege nachhaltig engagiert zu arbeiten. Gemessen am schnellen Wandel der IT-Welten, des Finanzmarkts oder der Medientechnologien und an den in Konsequenz veränderten Produktions- und Lebensbedingungen ist Architektur auf den ersten Blick gesehen ein sehr konservatives kulturelles und wirtschaftliches Gut. Gerade auf dieses Potenzial stürzt sich derzeit die verfügbare Geldmenge und verdrängt sinnvolle Entwicklungen durch Spekulation. Das schafft essentielle Probleme. Neoliberale, einflussreiche Kreise propagierten erfolgreich die These eines Reichtums einer durch die Mediengesellschaft angeheizten schnelllebigen Konsumkultur und der Dominanz der virtuellen Finanzwirtschaft. Das unterhöhlt die Realwirtschaft, deren Produkt unter anderem Planen und Bauen und Architekturpflege ist, und schafft lokal und global die sehr negativen Auswirkungen auf nachhaltiges Wirtschaften. Im undurchschaubaren Kampf der Spekulationen mit den Ressourcen Architektur, Stadtraum, urbane Kultur, Lage und Verfügbarkeit, Landschaft und Bebauung ist Wohnen somit ein Spielball der Kräfte. Die Not ist hier nicht Ergebnis von „höherer Gewalt“ wie z.B. Naturkatastrophen, sondern hausgemacht und ein gesellschaftspolitisches Ergebnis einer weit fortgeschrittenen Phase der Moderne in der Gegenwart.

Mitscherlich vs. May: Vom Streben nach einem menschenwürdigen Wohnen

Von Dr. Klaus Strzyz

Gedanken zu Ernst May und Alexander Mitscherlich

Als Alexander Mitscherlich 1965 sein Buch über die Unwirtlichkeit unserer Städte veröffentlichte, rief dies eine ausgesprochen heftige Diskussion in der Öffentlichkeit hervor. Vom Autor selbst als „Pamphlet" (Mitscherlich, S. 7) bezeichnet, verstand es sich als eine Warnung vor dem damals herrschenden städtebaulichen Zeitgeist des brutalen Abreißens einer oft nur noch in Rudimenten vorhandenen baulichen Stadtgeschichte. Was der Zweite Weltkrieg nicht geschafft hatte, so das weit verbreitete Denken damaliger Städteplaner, wird nun als „Zerstörung unserer edelsten Stadtsubstanz" (S. 67) nachgeholt und endgültig erledigt – Mitscherlich spricht von „schockierenden Erfahrungen beim Wiederaufbau" (S. 94). Dass dieses Leugnen der Vergangenheit besonders dem Psychoanalytiker schon immer verdächtig war, soll nicht weiter verwundern; welche Konsequenzen jedoch in den 1950er und vor allem in den 1960er Jahren, die gemeinhin auch als die Jahre des deutschen Wirtschaftswunders gelten, gezogen wurden oder auch nicht, schon sehr viel mehr.

Tatsächlich nämlich wurde die auf tragische Weise geborene Chance, mögliche Bausünden der Vergangenheit durch einen menschlichen Wiederaufbau unserer Städte zu korrigieren, nicht nur leichtfertig, sondern oft auch voller Absicht vergeben – auch vom „späten" Ernst May? Nach Jahren des Aufenthalts in der UdSSR (zwischen 1930 und 1933) und Ostafrika (zwischen 1934 und 1953) kehrte er am 1. Januar 1954 nach Deutschland zurück, wo er zwei Jahre lang, bis zum Jahreswechsel 1955/56, Leiter der Planungsabteilung der Neuen Heimat Wohnungs- und Siedlungsgesellschaft, Hamburg, war, bevor er sich anschließend als freischaffender Architekt und Städteplaner niederließ. Von der aufgelockerten Einzelbebauung seiner Frankfurter Jahre ist bei seinen nun folgenden Projekten eher wenig zu finden; stattdessen tritt der Bau großflächiger, mehrgeschossiger Wohnblocks bis hin zu Wohnhochhäusern an die Stelle des aus den 1920er Jahren bekannten Einfamilienhauses, wobei er jedoch, und diese Konsequenz ist ihm durchaus hoch anzurechnen, stets weiter an der Gesamtkonzeption der Trabantenstadt im Grünen, später auch zur Schlafstadt und der Stadtland-

Alles andere als ein Reihenhaus: In diesem Wohnhochhaus lebten Alexander Mitscherlich und seine Frau Margarete Mitscherlich-Nielsen von 1968 bis 1979. Seit 2007 trägt das im Frankfurter Stadtteil Höchst gelegene Gebäude in Gedenken an seine berühmten einstigen Bewohner den Namen Mitscherlichhaus (Fotos: Isabel Strzyz-Winkowski)

schaft gewandelt, festhält. Diese allerdings kann mit Mitscherlichs Vorstellung der gewachsenen und gleichzeitig wachsenden Stadt, bewohnt vom Citoyen als Stadtmenschen, nur schwerlich korrespondieren. „Alte Städte hatten ein Herz", formuliert es Mitscherlich und nennt im gleichen Atemzug auch einen der Gründe für die Herzlosigkeit der neuen Bauweise, nämlich das „Tabu der Besitzverhältnisse an Grund und Boden..., welches jede schöpferische, tiefergreifende Neugestaltung unmöglich macht" (S. 19). Doch ist dies nur eine Bedingung für die Monotonie und Kälte jener neuen Viertel, wie sie in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg in Deutschlands Städten bis in die 1970er Jahre hinein entstanden; eine andere war schlichtweg die Unfähigkeit und auch der Unwillen sowohl von Politikern als auch von Stadtplanern, welche meinten, stets unter dem Primat des Sachzwanges handeln zu müssen – der Wohnungsbau musste eben günstig sein und da ist für die Bestandteile menschenwürdigen Wohnens grundsätzlich wenig Geld vorhanden. Die Rückbesinnung auf das, was sich bereits bewährt hat, fiel so unter den Tisch, etwa der Gedanke an soziale Einrichtungen, und seien es nur Gemeinschaftshäuser oder gar profane Gemeinschaftswäschereien, ein Gedanke, den May hingegen sein (Berufs-) Leben lang nie aus den Augen verlor.

Anfang 1966 schickte Mitscherlich May sein Buch zu, wofür May sich am 18. Februar bedankte, eine Diskussion darüber jedoch (vorerst) höflich ablehnte. Im gleichen Brief berichtete er von seinen Planungen für Darmstadt-Kranichstein, eine Trabantenstadt reinsten Wassers: „Ich kann mir vorstellen, daß die Menschen aller Schichten hier ein harmonisches Leben führen werden, da ihnen die unmittelbare Nachbarschaft der Arbeitsstätten, die Landschaft und die Versorgung mit Siedlungszubehörbauten reiche Gelegenheit geben, ihre verschiedenen Interessen zu verfolgen. Auch Gemeinschaftszentren sollen den Bewohnern Gelegenheit geben, Kontakt aufzunehmen" (nach Seidel, S. 59/60). Man merkt, dass May an dieser Stelle mit Mitscherlich konform geht, konstatiert dieser doch im modernen Wohnungsbau u.a. auch den fehlenden Nachbarschaftsbezug der Bewohner untereinander. Für May hingegen war dies schon früher wichtig, wie seinerzeit etwa in der Siedlung Bornheimer Hang in Frankfurt, wo die Wittelsbacher Allee dergestalt breit gehalten war, dass sie sowohl als öffentlicher Treffpunkt wie auch als Marktplatz fungieren konnte – ein Ort, der sich der Aneignung der Bewohner anbot, als ein politisches Forum, aber auch zur Pflege ganz banaler psychosozialer Kontakte, um nur ein Beispiel zu nennen.

Gewiss trafen viele vom Mitscherlichs Analysen auf Mays Wohlwollen; gezuckt haben wird er jedoch bei den Passagen, in denen der Analytiker vom „Einfamilienhaus... (als) Vorbote des Unheils" (S. 36) oder von der „Stadtzerstörung durch schier endlose Gefilde mit Einfamilienhäusern" (S. 38) schreibt. Stadt, das war für Mitscherlich nichts Statisches, sondern etwas Dynamisches, etwas vielfältig Gewachsenes und gleichzeitig stets weiter Wachsendes, wie es sich innerhalb der Beziehungen seiner Bewohner als triebgesteuerte Wesen untereinander und gleichzeitig zu ihrer Umwelt entwickelt. Gelingt dieser Prozess, der immer auch ein wechselseitiger ist, ist die Stadt also „in Ordnung", so wird sie zum „Liebesobjekt ihrer Bürger" (S. 31) und letztlich auch zu ihrer Heimat. Genau dies aber verbietet in der Vorstellung Mitscherlichs die Trabantenstadt mit ihren anonymen Wohnhochhäusern, wobei die Anonymität auch durch das unmittelbar neben dem Hochhaus platzierte Reihenhaus nicht geringer wird – als städtebauliche Konzeption zu beobachten etwa bei uns ganz in der Nähe in der Limesstadt in Schwalbach, für die May seinerzeit auch einen Entwurf eingereicht hatte, der jedoch nur den 2. Preis erhielt.

Dass Darmstadt-Kranichstein, May letztes großes städtebauliches Projekt für immerhin 20.000 Menschen vor seinem Tod im Jahr 1970, anfänglich nicht „funktionierte",

Gedenktafel im Foyer des Mitscherlichhauses

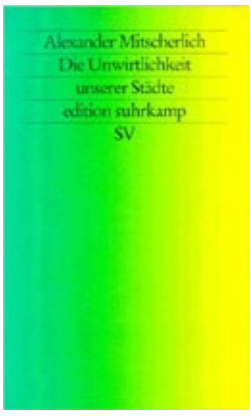
mag verschiedene Gründe haben. Dabei könnte die Tatsache, dass ausschließlich der erste der „fünf landschaftlichen Großräume“ nach seiner originären Konzeption realisiert wurde, einer dafür sein, muss aber nicht; eher steht zu vermuten, dass es, wie beispielsweise auch in der eben erwähnten und ähnlich bebauten Limesstadt, aus der Zeit herrührende strukturelle Probleme waren, die Kranichstein bald zum Synonym für eine verfehlte, man kann auch sagen: unmenschliche Planungspolitik werden ließ. Trabantenstädte sind für Mitscherlich eben keine Orte, in denen mündige Bürger heranwachsen, in denen sie Erfahrungen fürs Leben machen können, in denen es sich neugierig zu leben lohnt, sondern Orte „gähnende(r) Langeweile“ (S. 81), und wohin diese führt, davon wissen nicht nur Jugendrichter ein Lied von zu singen. Ob May in seinen späten Planungen bei allem Optimismus gerade auch in Bezug auf den technischen Fortschritt vielleicht nur schlichtweg naiv war und nicht sehen konnte, welcher Art die Probleme waren, die sozusagen den Großsiedlungen der 1960er Jahre immanent sind, ob es die ihn – gleichermaßen wie Mitscherlich, wie schon erwähnt – einschränkenden rechtlichen Rahmenbedingungen waren, also die privaten Besitzverhältnisse von Grund und Boden, die der Menschlichkeit beim Bauen keinen Raum ließen, oder welche anderen Gründe auch immer eine Rolle dabei gespielt haben mochten, darüber ließe sich im Nachgang sicher gut streiten. Jedenfalls setzte in den 1970er und 1980er Jahren gerade auch in der öffentlichen Diskussion ein Umdenken ein, in welchem man sich von der Großsiedlung mit seinen zahlreichen Wohnblocks mit Hunderten von Wohnungen und weitgehend ohne begleitende infrastrukturelle Maßnahmen wieder entfernte. Über die Gründe, warum in Teilen der neueren Frankfurter Wohnungsbaupolitik – man denke hier nur an das Europaviertel, aber auch an andere (geplante) Viertel – die Hemmschwelle dafür inzwischen scheinbar wieder abbröckelt und man stattdessen bevorzugt erneut auf genau jene Variante der extrem verdichteten Blockbebauung setzt, die eigentlich schon überwunden schien, mag man gesondert nachdenken.

Aus dem Briefwechsel zwischen May und Mitscherlich schließt de Bruyn, dass man sich „Ende 1965, Anfang 1966 bei einer Tagung kennengelernt haben“ müsse (S. 20). Sicher jedenfalls kam es im Vorfeld zur Hundertjahrfeier des Architekten- und Ingenieurvereins Frankfurt (AIV) 1967 im Dezember des Jahres 1966 zu einem Treffen im Sigmund-Freud-Institut, dessen Direktor Mitscherlich damals war. Beide waren vom AIV als Festredner zum Thema „Die Stadt der Zukunft“ eingeladen; bei dem Treffen ging es wohl darum sich zu verständigen, wie man sich jeweils dem Thema zu nähern gedachte. Vermutlich blieb dies die letzte Zusammenkunft dieser beiden großen Humanisten des 20. Jahrhunderts, und so lässt sich nur spekulieren, was geschehen wäre, wenn man noch die Gelegenheit gehabt hätte, in Ruhe und Ausführlichkeit die unterschiedlichen Positionen auszutauschen. In inhaltlicher Übereinstimmung zur Funktion der Trabantenstadt wäre man dabei wohl kaum geschieden, ganz sicher aber doch um neue Erkenntnisse bereichert.

Der Autor war von 1978 bis 1979 zwei Jahre lang als wissenschaftlicher Angestellter im Rahmen eines Forschungsprojekts am Sigmund-Freud-Institut in Frankfurt tätig.

Zum Weiterlesen

de Bruyn, Gerd: Ernst May und Alexander Mitscherlich – Geschichte einer Begegnung, in: 125 Jahre AIV Frankfurt. Eine Festschrift, Frankfurt, 1992, S. 20 – 27. Möglicherweise die einzige Abhandlung zum Verhältnis May und Mitscherlich, sehr ausführlich und fundiert.



Mitscherlich, Alexander: Die Unwirtlichkeit unserer Städte – Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt, 1965, hier zit. nach der 27. Auflage, 2013.

Seidel, Florian: Ernst May: Städtebau und Architektur in den Jahren 1954 – 1970, Dissertation, TU München, 2008. Eine sehr umfangreiche und keinerlei Fragen offen lassende Arbeit zum oft doch etwas vernachlässigten Spätwerk Ernst Mays. https://mediatum.ub.tum.de/doc/635614/635614.pdf

May-Ausstellung in Nahost

Von C. Julius Reinsberg

Eine Ausstellung und ein Symposium der Lebanese-American University in Byblos widmen sich Ernst May und dem Neuen Frankfurt.

Was, auch im Libanon hat er gebaut? Diese Frage drängte sich jüngst dem einen oder anderen Architekturliebhaber auf. Anlass war eine Ausstellung in der Lebanese-American University (LAU) in Byblos. Thema: Ernst May und das Neue Frankfurt!

Doch auch, wenn es unserem umtriebigen Namenspatron zuzutrauen wäre: im Nahen Osten finden sich nach dem derzeitigen Forschungsstand keine Mayhäuser. Anlass für die Ausstellung war vielmehr die Initiative von Elie Haddad, Professor für Architektur an der LAU. Haddad hat eine besondere Vorliebe für die Architektur des Neuen Bauens und versucht, sie auch seinen Studenten zu vermitteln. Im letzten Jahr besuchte er auf einer Forschungsreise nach Deutschland das ernst-may-haus und das Deutsche Architekturmuseum in Frankfurt. Schnell war die Idee zu einer Ausstellung im Libanon geboren, die sich dem Neuen Frankfurt widmen sollte.

Die Schau porträtiert zehn Siedlungen des Neuen Frankfurt und stellt aktuelle und historische Bilder von Architektur und Planung gegenüber. Haddad dokumentierte die Siedlungen während seines Frankfurtaufenthaltes akribisch mit der Kamera, so dass ein breites Bilderkonvolut zur Verfügung stand. Die ernst-may-gesellschaft steuerte historisches Bildmaterial aus dem Archiv sowie erläuternde Texte in englischer Sprache bei.

Am 2. März 2016 wurde die Ausstellung auf dem Campus der LAU in Byblos eröffnet. Flankierend veranstaltete die Universität ein Symposium, das sich Ernst May und dem Neuen Frankfurt widmete. In diesem Rahmen beleuchteten neben Professor Haddad Dr. Claudia Quiring und Julius Reinsberg das Neue Frankfurt. Die Vorträge gingen besonders auf die historische Utopie des Neuen Menschen und aktuelle denkmalpflegerische Aspekte ein. Bei den Studierenden stieß die Veranstaltung auf positive Resonanz. In der anschließenden Diskussion wurden sowohl die besonderen politischen Konstellationen der Weimarer Republik als auch die Aktualität der Architektur des Neuen Frankfurt sowie das Konzept des Musterhauses reflektiert. Wenn Ernst May also auch keine Bauprojekte im Libanon verfolgte, ist das Interesse an seiner Arbeit doch auch hier groß.

Werbung mit Erfolgscharakter

Von Theresia Marie Jekel

Zur Vernissage der Sonderausstellung „Beilagen der Moderne. Das Frankfurter Register und seine Produkte“

Heutzutage ist Werbung für die meisten von uns ein lästiges Übel. Ob im Fernsehen oder in den Printmedien, nichts ist schneller wieder vergessen. Oder doch nicht? Erfolgreiche Werbung bleibt im Gedächtnis und verbindet ein Gefühl mit einem bestimmten Produkt. Dass auch die Akteure des Neuen Frankfurt an einer gelungenen und langanhaltenden Werbekampagne interessiert waren, zeigt eindrucksvoll die neue Sonderausstellung der ernst-may-gesellschaft.

Konzipiert als lose Beilagen zur Zeitschrift Das Neue Frankfurt sollten die einzelnen Blätter dem Leser nach und nach einen Katalog an zweckmäßigen und zweckhaft schönen Produkten zur Hand geben. Auf insgesamt 17 Einzelblättern präsentieren sich verschiedenste Objekte unterschiedlichster Kategorie. Vom Kleinstbad bis zum Essbesteck – der gesamte Hausrat sollte abgedeckt werden. Grundlegend für die Entstehung des Frankfurter Registers war der allumfassende Reformgedanke im Neuen Frankfurt. Nicht nur neuer Wohnraum sollte geschaffen werden. Es galt diesen ebenso inhaltlich neu zu gestalten. Die bisher im Handel vertriebenen Gebrauchsgegenstände waren in den Augen von May und seinen Mitarbeitern aufgrund ihrer Größe und Ausfertigung überholt und für den täglichen Gebrauch nicht praktikabel genug. Die Objekte entsprachen nicht den Anforderungen des Lebens in einer der neuen Wohnungen. Man entschied sich, den Bewohnern neben einer neuen Unterkunft gleichzeitig Vorschläge in puncto Hausrat zu machen. Das Frankfurter Register diente dabei als Vermittler zwischen Architekten, Designern und den Bewohnern.

Das Frankfurter Register war aber nicht bloße Werbung, sondern hatte zugleich den Anspruch, nur die besten Objekte zu zeigen. Von zentraler Bedeutung waren dabei die Vorgaben an die Produkte, die für einen Abdruck erfüllt

Die Vernissage im ernst-may-haus (Fotos: Horst Ziegenfusz)

werden mussten: Die Objekte mussten industriell hergestellt worden sein und jeden Luxuscharakter entbehren. Zweckmäßig und zweckhaft schön war hier einmal mehr das Motto. Das letzte Wort über eine Veröffentlichung hatte der Herausgeber des Neuen Frankfurt und damit Ernst May selbst. So kam es, dass neben einigen wenigen Ausnahmen hauptsächlich Entwürfe von Designern und Architekten aus dem Stab von Ernst May Einzug ins Frankfurter Register hielten, wie zum Beispiel von Ferdinand Kramer, Adolf Meyer oder Christian Dell.

Während der Vernissage wurde den Besuchern bewusst, mit wie viel Gewissenhaftigkeit die Produkte ausgewählt worden sein müssen. So stehen noch heute einige der im Register vertretenen Firmen für Qualität, wie etwa der sehr gut erhaltene Thonet-Stuhl nach einem Entwurf von Ferdinand Kamer deutlich macht. Auch die Firma Poulsen, die auf Registerblatt 10 ihre Lampenmodelle bewarb, ist noch heute ein Garant für zeitlos schöne und optimierte Beleuchtung. Wie modern die Stücke auch in unserer Zeit noch wirken, wird dem Betrachter beim Rundgang durch die Schau deutlich.

Auch die ernst-may-gesellschaft hat während der Vorbereitung zur neuen Sonderausstellung – ähnlich wie die Herausgeber der Zeitschrift – viel Zeit auf die Auswahl der Objekte verwendet. Eckhard Herrel wies in seiner Begrüßungsrede deutlich auf diesen Aspekt hin, brachte aber auch zum Ausdruck, dass es nicht bei allen beworbenen Objekten gelungen war, sie aufzuspüren. Selbst erfahrenen Sammlern waren einige Lampenmodelle noch nie begegnet. Teilweise haben die Objekte, ähnlich wie die Hersteller, die Zeit nicht überdauern können.

Dass dem Besucher dennoch ein Großteil der Objekte in der Schau begegnet, ist nicht zuletzt der Hilfe von engagierten Sammlern zu verdanken, die Ihre Stücke für die Dauer der Ausstellung zur Verfügung stellen. Daneben half auch das Deutsche Architekturmuseum mit einer Leihgabe, die Schau zu vervollständigen.

Die Vernissage stieß auf großes Interesse und viele Gäste strömten am Abend ins ernst-may-haus. Bei einem Glas Sekt lud die Ausstellung zu einem Rundgang ein. Besonders freute uns der Besuch von Lore Kramer, die zusammen mit ihrer Tochter der Vernissage beiwohnte. Sie bereicherte den Abend mit interessanten Fakten zu den Objekten Ferdinand Kramers und gab tieferen Einblick in deren Entstehungsgeschichte.

Die Ausstellung ist noch bis zum 7. Juli 2016 zu den gewohnten Öffnungszeiten im ernst-may-haus zu sehen. Am 8. Mai erläutert Elisa Lecointe im Rahmen der Ausstellung die Schuster-Möbel praktisch, Theresia Jekel bietet am 26. Juni eine Kuratorenführung an.

Die Werkssiedlungen der Farbwerke Hoechst

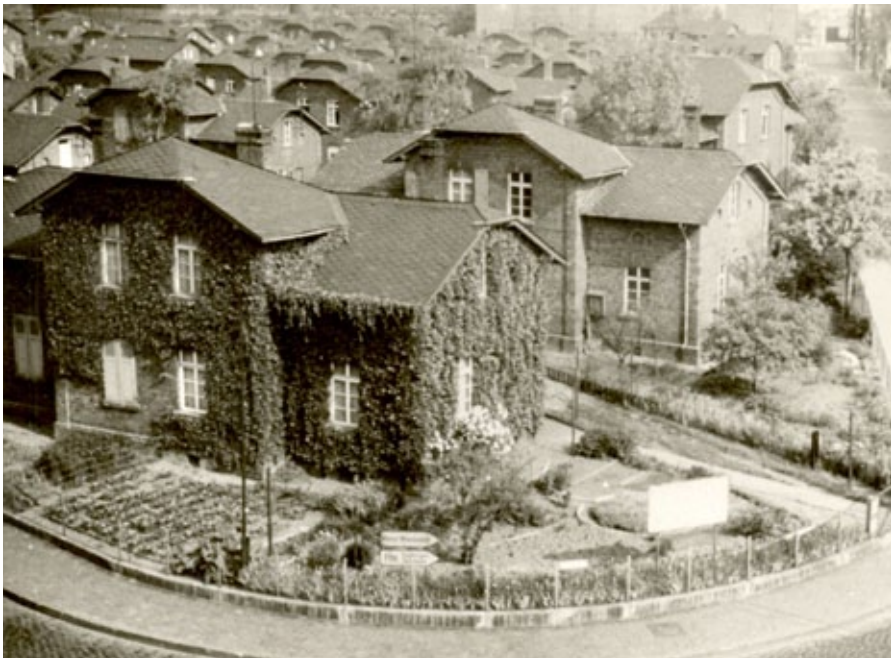
Von Dr. Klaus Strzyz und Dr. Wolfgang Metternich

Um den Wohnungsbedarf ihrer Arbeiter wenigstens ansatzweise zu befriedigen, errichteten die Farbwerke Hoechst zwischen 1874 und 1901 sechs Werkssiedlungen. Nur zwei von ihnen sind erhalten geblieben.

Als 1863 westlich der damaligen Stadt Höchst die Farbwerke Meister Lucius & Co. gegründet wurden, bestand die Belegschaft aus ganzen sieben Mitarbeitern. 1874 hingegen, nach der Verlegung des Werks an seinen heutigen Standort, waren es 390, und 1888, zum 25jährigen Jubiläum, zählte man bereits 2062 Mitarbeiter, wobei ein Ende der Expansion nicht in Sicht war. Um den Arbeitern und ihren Familien, die, vielfach vom Land kommend, in immer größeren Massen der Industrialisierung folgten, zum einen eine angemessene Wohnmöglichkeit zu bieten, zum anderen aber auch, um sie an das Werk zu binden, engagierte man sich stark im Wohnungsbau und errichtete insgesamt sechs Siedlungen, von denen heute noch zwei existieren:

- 1874 – 1883 entstand auf dem Gelände vor dem heutigen Tor Ost mit 400 bis 500 Wohneinheiten die Siedlung Seeacker, die in den Jahren 1957 bis 1959 abgerissen wurde. Anfänglich sollten die Häuser nach einem Vorbild aus der Industrieregion des Elsass (dem sog. Mühlhausener Typ) im Kreuzgrundriss mit vier im Rechteck zusammengesetzten Wohnungen gebaut werden (später eine beliebte Hausform z.B. der Zechensiedlungen des Ruhrgebiets). Wegen der Dunkelheit und der schlechten Belüftung der innen liegenden Zimmer wurde dieser Haustyp von den Farbwerken aber schon bald ausschließlich durch Einzel- und Doppelhäuser ersetzt, wobei der klassische Mietskasernenbau gar nicht erst in Erwägung gezogen wurde. Unter der später auch für Ernst May so wichtigen Prämisse, dass zu einem menschenwürdigen Wohnen vor allem auch Licht, Luft und Sonne gehören, bevorzugte man konsequent in allen Siedlungen die offene Bauweise. Die Baukosten für ein Doppelwohnhaus mit Garten ausschließlich des Bauplatzes von 500 m² Fläche, einem Anteil an den Entwässerungs- und Wegeanlagen, einem Brunnen usw. lagen damals bei ca. 9.000 Mark.
- 1881 begann man mit dem Bau der Siedlung Zeilsheimer Weg, im Volksmund auch Froschhausen genannt. Die Siedlung bestand aus 30 bis 40 Wohneinheiten, wobei jedem Haus, wie in nahezu allen Farbwerks-Siedlungen, ein Gartengrundstück mit Stallungen zugeordnet war.
- 1890/1891 wurde südlich des Seeackers mit 25 Wohneinheiten die Siedlung Schloßfreiheit errichtet, und zwar als Ausnahme zum sonst üblichen Einzel- bzw. Doppelhaus als Reihenhauszeile. Die Schloßfreiheit sollte den als unschön empfundenen Anblick des Werkes gegenüber der Stadt Höchst verdecken.
- Das ab 1898 errichtete Mainfeld, wegen der charakteristischen Gartenzäune auch Lattenviertel genannt, umfasste rund 200 Wohneinheiten und lag auf dem Werksgelände in süd-westlicher Ausrichtung bzw. südlich des Zeilsheimer Wegs. Die Siedlung wurde ab 1953 abgerissen, um dem markanten Verkaufsgebäude C 660 Platz zu machen, welches wiederum 2003 dem Erdboden gleichgemacht wurde.

Die Architektur der Häuser war grundsätzlich so angelegt, dass ein Flur vorhanden war, von dem aus jedes Zimmer erreichbar sein musste. Dadurch wurde ein engerer Kontakt der Bewohner mit den sog. Schlafgängern, die oftmals für ein kleines Nebeneinkommen der Mieter sorgten, vermieden. Die Küchen waren im Gegensatz zur damals oft üblichen eher großen Wohnküche als traditionellem Treffpunkt der Familie relativ klein gehalten, „um den in jeder Beziehung verwerflichen Aufenthalt während des ganzen Tages in der Küche auszuschließen“, wie es Wilhelm Grandhomme, der damalige Werksarzt der Farbwerke, formulierte (zit. nach Wolfgang Metternich, Die Werkssiedlungen der Hoechst AG vor dem Ersten Weltkrieg, unveröffentlichtes Manuskript, 2001, S. 7). 1895 wurden die Siedlungen an die werksinterne Gasversorgung sowie an die öffentliche Wasserversorgung angeschlossen. Der Bezug war ausschließlich Mitarbeitern der Farbwerke vor-



Die Siedlung Seeacker auf dem Gelände vor dem heutigen Tor Ost. Die Aufnahme stammt aus der Zeit um 1950; die Straße nach rechts ist die damals noch sehr viel schmalere Leunastraße in Richtung Norden.

behalten mit dem Ziel, aus stark fluktuierenden Wanderarbeitern feste Belegschaftsmitglieder zu machen, die Arbeiter also an den Betrieb zu binden. In diesem Zusammenhang ist auch zu sehen, dass zusätzlich zu den Wohnmöglichkeiten die Farbwerke ihren Arbeitern noch diverse soziale Einrichtungen boten, wie ein werkseigenes Entbindungsheim (das sog. Asyl [!]), eine Haushaltungsschule, Werksbibliotheken, Kaufhäuser, eine Zentralbadeanstalt oder, wie in der Siedlung Seeacker, sogar einen eigenen Arzt. Bis zum Jahr 1963 wurden alle vier Siedlungen abgerissen.

Obwohl Höchst erst 1928 nach Frankfurt eingemeindet wurde, kann dennoch mit Gewissheit davon ausgegangen werden, dass dem gebürtigen Frankfurter Ernst May diese und natürlich auch weitere Arbeitersiedlungen aus jener Zeit bekannt gewesen sein müssen, sind doch die Parallelen in der sozialen Konzeption dieser frühen Werkssiedlungen zu denen des Neuen Frankfurt der 1920er Jahre nicht zu übersehen: Auch für May ging es vorrangig darum, in einer Zeit der Not bezahlbare Wohnungen zu erstellen und sie gleichzeitig so zu gestalten – beispielsweise durch die Favorisierung des Reihenhausprinzips mit Garten gegenüber dem bis dato oft üblichen Mietshaus –, dass Wohnen mehr war, als nur ein Dach über dem Kopf zu haben. Im Siedlungsbau der Farbwerke Hoechst des ausgehenden 19. Jahrhunderts lassen sich nun interessanterweise schon planerische Elemente finden, die May erst einige Jahre später, nämlich zwischen 1910 und 1911, in England bei dem Städteplaner und Architekten Sir Raymond Unwin als das Konzept der Gartenstadt genauer kennenlernen sollte. Tatsächlich war dieses Konzept in den beiden anderen, heute noch bestehenden Höchster Werkssiedlungen, nämlich in der Kolonie in Zeilsheim und besonders in der Heimchensiedlung im südlichen Unterliederbach, bereits einige Jahre vorher zur Anwendung gekommen. Während allerdings die oben genannten vier Siedlungen noch auf dem Werksgelände der Farbwerke errichtet worden waren, musste man jetzt aus Platzgründen auf Gelände außerhalb der Höchster Gemarkung ausweichen.

Die beiden erhaltenen Werksiedlungen – die Heimchensiedlung und die Kolonie in Zeilsheim – stellen wir Ihnen im nächsten Teil der Serie vor.

Frankfurter Küche – Restaurierung 2.0?

Von Dr. Peter Paul Schepp

Die Zieldefinition der Restaurierung spiegelt in hohem Maße die Interpretation der Lebensbedingungen ihrer Zeit wider und bildet damit die Grundlage für die spätere Präsentation. Würde unsere Zieldefinition heute anders aussehen?

Zum Wohnen gehört die Küche: Die Frankfurter Küche, dieser geniale Entwurf der jungen Margarete SchütteLihotzky, schuf die Grundlage für die heute weit verbreitete Einbauküche. Das werden wir Präsentatoren nicht müde zu betonen und das versteht auch der Gelegenheitsbesucher des mayhauses ganz spontan. Wir erzählen von dem neuen Konzept der abgeschlossenen Arbeitsküche, vom Vorbild Speisewagen, von dem revolutionären, wohldurchdachten modularen Aufbau. Manchem Besucher drängt sich schnell der Gedanke an die IKEA-Küche auf, was den zeitlichen Abstand zusammenschrumpfen lässt. „Warum steht die Küche im Museum?“, fragt vor allem der jüngere Besucher schon mal.

Seit diese Küche in über 10.000 Wohnungen ihren Siegeszug angetreten hat, sind fast 90 Jahre vergangen. Sie löste damals und noch bis in die 1950er Jahre die Wohnküche ab, in der die Möbel eher zufällig ausgesucht und in der Regel nicht besonders wegeeffizient angeordnet waren. Denn die Wohnküche stellte den sozialen Mittelpunkt des Hauses dar und musste auch diversen anderen Funktionen dienen, die sehr unterschiedliche Einrichtungsvorgaben mit sich brachten. Mit der neuen „Laborküche“ war dagegen Rationalisierung angesagt. Der Taylorismus triumphierte auch im häuslichen Maßstab. Nicht von ungefähr präsentierte Siegfried Giedion in „Maschinen an die Macht“ 1948 die Küche als den idealen Anschauungsort für die wissenschaftliche Analyse der Arbeitsorganisation.

Vor allem die berufstätige Hausfrau begrüßte die Arbeitserleichterung zunächst sehr, allein schon, weil die neue Küche effizienter und technisierter war als die Wohnküche. Auch war die räumliche Trennung von Herd und Wohnbereich hygienischer. Gleichzeitig gab es aber auch eine gewisse Skepsis: Denn die kochende Hausfrau war nun isoliert. Das hatte Auswirkungen auf das familiäre Kommunikationsverhalten. Zwar hatte die vorausschauende Erfinderin verfügt, dass der Esstisch im angrenzenden Wohnzimmer, das nun die Sozialfunktion übernahm, nur wenige Meter vom Herd entfernt war. Dafür boten ihre über 30 Typengrundrisse für die verschiedenen Wohnungsgrößen und Siedlungen passende Lösungen. Aber Trennung bleibt Trennung, zumal auch eine „unauffällig“ zu bewegende Schiebetür zwischen Küche und Wohnzimmer nicht wirklich etwas änderte. Spätere Filmaufnahmen über das Leben in den Frankfurter Siedlungen (Edition Bauhaus - Das neue Frankfurt, Filme v. Paul Wolff, Jonas Geist u. Joachim Krausse, 1984, erhältlich im mayshop) dokumentieren, welchen Ausweg aus diesem Dilemma sich zumindest Kleinfamilien häufig einfallen ließen: Sie improvisierten Sitzgelegenheiten und Essplätze neben bzw. auf den Arbeitsflächen der dafür viel zu engen Arbeitsküche und verlegten damit de facto auch die soziale Funktion der Wohnküche hierhin, während das weniger intime Wohnzimmer als gute Stube verwaiste. Heute scheint die Wohnküche z.B. in Form der „Amerikanischen Küche“ zurückzukehren und für nicht wenige junge Paare wieder die bessere Alternative zu sein. Wir sollten uns also nicht wundern, wenn das o.a. schwedische Möbelhaus uns demnächst fragen wird: „Kocht ihr noch, oder wohnt ihr schon?“

Spätestens hier wird deutlich, dass wissenschaftliche Fragen zur Rolle und Auslegung der Küche über den bloßen Effizienzaspekt hinausreichen müssen. Schon meldet sich auch die Genderforschung und fragt, ob die Präsentation der Frankfurter Küche oder sogar bereits ihre Restaurierung (!) nicht „Einfluss nehmen sollten auf Themen, die Architekturgeschichte und die Stellung der Frau miteinander verknüpfen“.

Was können wir heute, 10 Jahre nach Beginn der Restaurierung, mit dieser Forderung anfangen? Ist Restaurierung nicht Restaurierung? Erst mal schon. Jedoch spiegelt die Zieldefinition der Restaurierung in hohem Maße die Interpretation der Lebensbedingungen und Einflüsse ihrer Zeit wieder und bildet in der Regel die Grundlage für die an-

Die Frankfurter Küche nach der Restaurierung (Foto: Barbara Staubach, 2009)

schließende Präsentation. Müssen wir im Lichte neuerer Erkenntnisse die ursprüngliche Zieldefinition in diesem Sinne überdenken?

In einem kürzlich veranstalteten Seminar der Reihe „Restaurierte Architektur" des Institut national d'histoire de l'art INHA in Paris fragte Monique Eleb, Soziologin an der ENSA, Paris: „Braucht die Küche als Ausstellungsobjekt neue methodische und wissenschaftliche Ansätze?" Die anwesenden Architekten, Kunsthistoriker, Konservatoren, Restauratoren und Dokumentationswissenschaftler rief sie auf, angesichts des breiten gemeinsamen Interesses einen neuen interdisziplinär fundierten Ansatz zu erörtern.

Sie eröffnete damit ein Vortragsprogramm mit Beiträgen wie „Die Einführung der Moderne in die Privatsphäre" (Renate Flagmeier, Kunstwissenschaftlerin, Museum der Dinge, Berlin) und „Kochmaschine, Experimentierlabor oder häusliches Gefängnis?" (Juliet Kinchin, Kunsthistorikerin, Museum of Modern Art, New York) oder „Küche, Körper und Raum" (Catherine Clarisse, Architektin, ENSA, Paris).

Die Restaurierung der mayhaus-Küche in der Zeit von 2005 bis 2007

Die Küche im mayhaus stellt in weiten Teilen die Erstausstattung von 1927 dar. An vielen Stellen ist sie aber im Laufe der Jahre „angepasst" worden, sei es, dass Teile verloren gegangen oder verrottet und dann durch neue Materialien ersetzt worden waren, sei es, weil technische Neuerungen (z. B. Herd, Kühlschrank, Nirosta-Spüle) ohne besondere Rücksicht auf die ursprüngliche Auslegung hinzugefügt wurden.

In der Küche des Musterhauses fehlten der historische Elektroherd und die Original-Spüle aus Nickelin. Sie wurden aus anderen Häusern beschafft, fachgerecht renoviert und übernommen. An den Unterschränken und Arbeitsplatten waren viele Holzarbeiten erforderlich, die aber mit wenigen neuen „Füllmaterialien" auskamen. Gleichzeitig machten die Reparaturarbeiten deutlich, dass die Elemente der Frankfurter Küche so modular und fertig gar nicht waren, sondern dass auch die Erstausstattung noch viele Handwerkerarbeiten vor Ort erfordert hatte.

In ganz besonderem Maße stand die Wiederherstellung des ursprünglichen Anstrichs im Mittelpunkt. Hier lag eine Palette von Referenzfarben aus der Zeit des Bauprogramms der 1920er Jahre vor. Mit denen hatte die sichtbare Farbschicht der mayhaus-Küche nichts gemein, weder was den Farbton noch was das Bindemittel anging. Insgesamt wurden fünf übereinanderliegende Farbschichten freigelegt. Farbpigment und Bindemittel der untersten Schicht konnten mithilfe von spektroskopischen Analyseverfahren als eine der Farben der Farbmusterpalette identifiziert werden. Sie wurde schließlich für den Anstrich reproduziert. Die Restaurierung der Frankfurter Küche im mayhaus ist seit 2007 abgeschlossen und wird Jahr um Jahr von mehr Besuchern mit Beifall bedacht.

SELBSTENTWURF

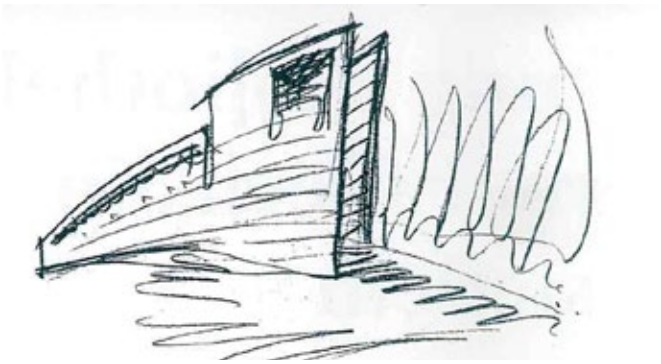
Von Dr. Eckhard Herrel

Das Architektenhaus als Porträt von der Renaissance bis zur Gegenwart. Ein Kolloquium der Stiftung Bibliothek Werner Oechslin in Einsiedeln (Schweiz)

Das Bibliotheksgebäude von Mario Botta (Bilder: Stiftung Bibliothek Werner Oechslin, Einsiedeln)

Vom 3. bis 5. März 2016 fand in Einsiedeln im Kanton Schwyz eine Tagung mit dem Titel „Selbstentwurf. Das Architektenhaus als Porträt von der Renaissance bis zur Gegenwart“ statt. Eingeladen hatte das Internationale Kolleg Morohomata der Universität Köln in Kooperation mit dem Institut für Geschichte und Theorie der Architektur der ETH Zürich und der Stiftung Bibliothek Werner Oechslin.

Allein schon der Veranstaltungsort war die Reise nach Einsiedeln wert! Aber nicht die barocke Klosteranlage des Wallfahrtsortes mit der berühmten Schwarzen Madonna in der Gnadenkapelle waren diesmal das Ziel von Architekten, Kunst- und Architekturhistorikern, sondern das 2006 von Mario Botta errichtete Gebäude für die Bibliothek des in Einsiedeln ansässigen Werner Öchslin. Dem inzwischen emeritierten Professor für Architekturgeschichte an der ETH Zürich gelang es, seinen Freund Mario für die Idee eines Neubaus für die rund 60.000 Bände umfassende private Sammlung von Büchern zur Architektur und deren Geschichte zu gewinnen.



Entwurfsskizze von Mario Botta für das Bibliotheksgebäude

Der spektakuläre Solitär ist mit einem unterirdischen Gang, der in eine Rotunde mündet, mit dem Wohn- und Elternhaus des passionierten Sammlers verbunden, sodass der Wissenschaftler zu jeder Tages- und Nachtzeit Zugang zu seiner Bibliothek hat. Der Lesesaal mit seinen hohen Bücherwänden, lateinischen Inschriften und Kopien antiker Skulpturen bildete den inspirierenden Rahmen für den wissenschaftlichen Diskurs.

Die Veranstaltung war in drei Sektionen gegliedert: 1. Utopie, Hof und Memoria: Das Architektenhaus in der frühen Neuzeit, 2. Das Architektenhaus in der Moderne und 3. Selbstentwurf in der Praxis.

Nach einer Führung durch die Räume der Bibliothek und die aktuelle Ausstellung zur Selbstdarstellung von Architekten vom 16. bis zum 21. Jahrhundert bildete der Abendvortrag von Hans-Peter Schwarz „ …non vissee da pittore, ma da principe…“ – Künstler- und Architektenhäuser der frühen Neuzeit den fulminanten Auftakt zur dreitägigen Tagung.

Am nächsten Morgen begrüßten die Veranstalter Dietrich Boschung (Internationales Kolleg Morphomata, Universität Köln) und Julian Jachmann (ETH Zürich) die Teilnehmer und führten in die Thematik und Zielsetzung der Veranstaltung ein. Ausgehend von Valeska von Rosens (Ruhr-Universität Bochum) Forschungen zum künstlerischen Selbstporträt stellten in der Sektion I „Das Architektenhaus in der frühen Neuzeit“ Berthold Hub (Wien) den utopischen Entwurf des Renaissance-Architekten Filarete, Thomas Schauerte (Nürnberg) das Haus und die Grablege der Architekten-Brüder Asam in München und Martin Pozsgai (Einsiedeln) das 1722 errichtete Haus des Hofarchitekten Frisoni in Ludwigshafen vor.

In der Sektion II „Das Architektenhaus in der Moderne“ schlug Brigitte Reuters (Kunsthalle Bremen) den Bogen von den Architektenhäusern des 19. Jahrhunderts von Ludwig Persius in Podsdam (1837), Vincentz Statz in Köln (1868) und Conrad Wilhelm Hase in Hannover (1859-61) zu den Anfang des 20. Jahrhunderts entworfenen Wohnhäusern der Architekten Joseph Maria Olbrich in Darmstadt (1901), Hermann Muthesius in Berlin (1906/07), Theodor Fischer in München-Laim (1908), Paul Schultze-Naumburg in Saaleck (1902-05), Friedrich Ostendorf in Karlsruhe (1912) und Karl Moser in Zürich (1915). Christiane Keim (Universität Bremen) sprach zur „Medialen Inszenierung von Architektenhäusern in den 1920er Jahren“ und belegte ihre Thesen an Beispielen von Peter Behrens, Walter Gropius und Bruno Taut. Jörg Stabenow (Universität Dortmund) referierte über das „Selbstporträt als Künstler. Zur Inszenierung von Künstlerrollen in Architektenhäusern des 20. Jahrhunderts“. Mit Viollet-le-Ducs maison pour artistes, peintres et sculpteurs, August Perrets und Le Corbusiers Etagenwohnungen in Paris sowie dem Wohn- und Atelierhaus von Oswald Matthias Ungers in Köln-Müngersdorf und Günter Domenigs dekonstruktivistisches Steinhaus in Steindorf am Ossiacher See demonstrierte Jörg Stabenow eindrucksvoll die sehr individuellen Selbstdarstellungen der Architekten. Schließlich stellte der Verfasser unter dem Titel „Moderne für den Selbstgebrauch“ die fünf Wohnhäuser Ernst Mays in Breslau, Frankfurt am Main, Tansania, Kenia und Hamburg vor und arbeitete die Gemeinsamkeiten und Unterschiede heraus.

Referenten und Gäste im Lesesaal der Bibliothek
(Foto: Thobias Büchi, Einsiedeln)

Am dritten Tag wurde Sektion II mit erhellenden Vorträgen von Matthias Noell (Berlin) über Theo van Doesberg als „Architekt ohne Werk - Das Experiment der konkreten Kunst“ und Jasper Cepl (Dessau) über Oswald Mathias Ungers und seine Häuser mit dem Titel „Lebensraum. Laboratorium, Weltvorstellung und Testfall zugleich“ fortgesetzt. In der anschließenden Diskussion wurde deutlich, dass der Architekt am und im eigenen Haus auch leiden kann…
In der Sektion III „Selbstentwurf in der Praxis“ stellten Christian Inderbitzen (EMI Architekten, Zürich), Martin Rauch (Lehm Ton Erde Baukunst GmbH, Schlins/österreich) und Lukas Huggenberger (Huggenbergerfries Architekten, Zürich) ihre selbstentworfenen Wohnhäuser vor. Das experimentelle Lehmhaus von Martin Rauch überzeugte den Verfasser, dass Lebensphilosophie und Wohnform eine wunderbare Symbiose eingehen können.

Das durchgängig hohe Niveau der Veranstaltung war sicherlich den Referenten und handverlesenen Gästen, aber zweifellos auch der perfekten Vorbereitung und exzellenten Moderation von Julian Jachmann zu verdanken. Vielleicht hat aber auch der einzigartige Genius loci zum Erfolg der Tagung beigetragen? Ich möchte es jedenfalls nicht ausschießen…

Es ist geplant, die Vorträge in einer Dokumentation zu publizieren.

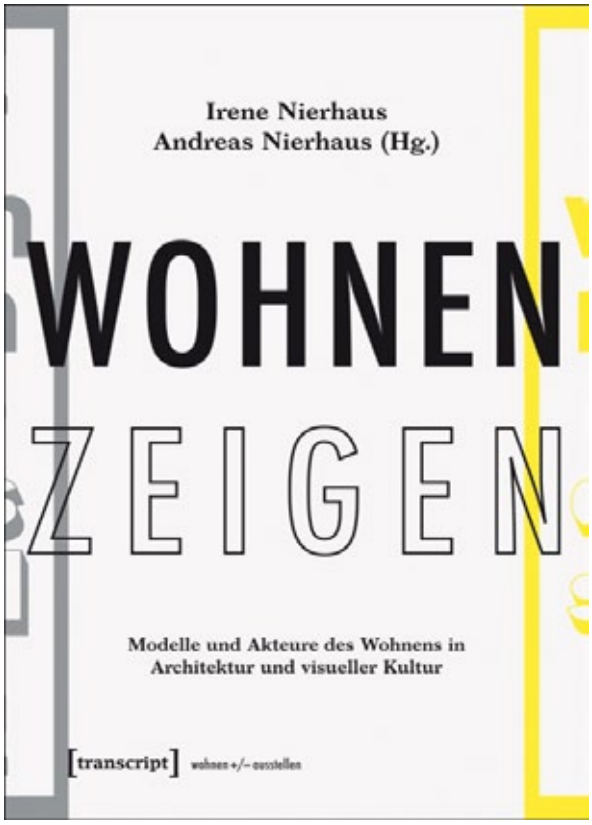
Weitere Informationen zu den Veranstaltern, der Stiftung Werner Oechslin und dem Werk Mario Bottas finden sich unter:
www.morphomata.uni-koeln.de
www.bibliothek-oechslin.ch
www.botta.ch

Wohnen zeigen

Ein Sammelband betrachtet normative Wohnkonzepte des 20. Jahrhunderts

Wie wohnt man richtig? Dieser Frage näherte man sich im 20. Jahrhundert immer wieder mit Ausstellungen, Fachaufsätzen, Tagungen und Populärkultur. Leben und Wohnen wurde von vielerlei Seite nicht mehr als private Angelegenheit verstanden. Vorstellungen vom hygienischen, ordentlichen oder auch politisch vorbildhaften Privatleben machten die Runde und prägten innenarchitektonische Leitbilder. Der Sammelband „Wohnen zeigen. Modelle und Akteure des Wohnens in Architektur und visueller Kultur" beleuchtet Wohnmodelle des 20. Jahrhundert ebenso wie deren Aneignung durch die Kunst und den Menschen selbst.

Der Band wurde von Irene und Andreas Nierhaus herausgegeben. Irene Nierhaus ist Professorin für Kunstwissenschaft und Ästhetische Theorie an der Universität Bremen und leitet das Mariann Steegmann Institut Kunst & Gender mit dem Forschungsfeld „wohnen+/ausstellen". Der Kunsthistoriker Andreas Nierhaus arbeitet als Kurator der Architektursammlung des Wien Museums. (jr)



Nierhaus, Irene/Nierhaus, Andreas (Hg.), Wohnen zeigen. Modelle und Akteure des Wohnens in Architektur und visueller Kultur, transcript Verlag, 2014, 366 Seiten, ISBN 978-3-8376-2455-7.

Anzeige

BIRGIT ZOEPF

SCHREINEREI

SCHREINEREI BIRGIT ZOEPF

HANDWERKSMEISTERIN IN DER DENKMALPFLEGE
AUSGEZEICHNET MIT DER GOLDMEDAILLE FÜR
HERAUSRAGENDE LEISTUNGEN IN DER DENKMALPFLEGE
IN EUROPA

BUERGERMEISTER-DR.-NEBEL-STRASSE 1b
97816 LOHR AM MAIN
TELEFON 09352 6746
FAX 09352 7878
EMAIL birgit.zoepf@schreinerei-zoepf.de

Alles Neu!

Nicht nur architektonisch war Frankfurt am Main in den 1920ern am Puls der Zeit. Auch auf anderen Gebieten hatte die Stadt die Nase vorn, etwa bei Typografie und Grafik. Das Museum Angewandte Kunst widmet diesen beiden Feldern derzeit die Sonderausstellung „Alles neu! 100 Jahre Neue Typografie und Neue Grafik in Frankfurt am Main“. Im Fokus stehen die 1920er Jahre, doch auch die Nachkriegszeit, die 1980er sowie die Gegenwart werden beleuchtet.

Ausgangspunkt ist eine umfangreiche Sammlung von Geschäfts- und Privatdrucksachen aus dem Nachlass Philipp Albinus‘. Als Fachlehrer für Typografie und Werkstattleiter für Schriftsatz an der Städtischen Kunstgewerbeschule war er ein entscheidender Akteur auf dem Weg zu einer modernen Typografie Frankfurter Provenienz. Auch unser Mitglied Dr. Christos Vittoratos stellte dem Museum einige Exponate aus seiner Sammlung zur Verfügung. Bis in das 20. Jahrhundert hinein wurden in Drucksachen gebrochene Schriften verwendet, die noch auf die Zeit der Erfindung des Buchdrucks zurückgingen. In den 1920ern zog die Gestaltungsmoderne innerhalb weniger Jahre in die Typografie ein. Die wahrscheinlich bekannteste Frankfurter Schrift ist die Futura, die 1927 von Paul Renner entwickelt wurde und weltweit Verbreitung fand. Zur Durchsetzung verhalfen der neuen Typografie auch die Schriftgießereien des Rhein-Main-Gebietes, die der modernen Typografie gegenüber aufgeschlossen waren. (jr)

Adler zeigen

Der Frankfurter Stadtadler im Stil der neuen Sachlichkeit ist ein Entwurf von Hans Leistikow. Er war von 1925 bis 1930 unter Ernst May für die Drucksachengestaltung der Stadt verantwortlich. Gemeinsam mit seiner Schwester Grete, die als Fotografin arbeitete, gestaltete er Titelblätter und Layout der Zeitschrift „Das Neue Frankfurt“. Ab September 2016 wird eine Ausstellung im ernst-may-haus an den Beitrag dieser beiden Gestalter erinnern. Ein Produkt kann man schon jetzt mit sich herumtragen. Exklusiv zur Ausstellung ist in limitierter Auflage ein Anstecker produziert worden, der den Leistikowadler in einer hochwertigen Emailleausführung zeigt und der an Revers oder Tasche immer eine gute Figur macht. Er ist im mayshop für 5 Euro erhältlich. (dw)

Nachrufe

Axel Huth während der mayexkusion 4 in Karlsruhe-Dammerstock. (Foto: Eckhard Herrel, 2007)

Axel Huth (22.1.1938 – 12.12.2015)

Am 12. Dezember letzten Jahres verstarb unser langjähriges Mitglied Axel Huth im Alter von 77 Jahren. Axel Huth, geboren am 22. Januar 1938 in Berlin, studierte Architektur und Stadtplanung in München und London. Sein Beruf führte ihn unter anderem nach Ägypten und nach der Wiedervereinigung in die neuen Bundesländer. Anfang der 1980er Jahre übernahm er zusammen mit anderen die mittelalterliche Burg Cleeberg im Taunus in der Nähe von Butzbach und richtete sich dort eine kleine Wohnung ein. Die Burg mit ihrer traumhaften Lage hoch über dem kleinen Ort Cleeberg war künftig sein Refugium, aber auch Ausrichtungsort für Gartenpartys und Kaminabende. Der ernst-may-gesellschaft trat Axel Huth im August 2005 bei und engagierte sich in den folgenden Jahren bei dem Rückbau unseres Hausgartens in den Zustand von 1928 sowie bei der Vorbereitung und Durchführung von zahlreichen Veranstaltungen und Führungen. In besonderer Erinnerung haben wir die mayexkursion 4 nach Karlsruhe, die Axel – zusammen mit Ellen Moore – im Sommer 2007 organisierte und leitete (siehe maybrief 22, September 2007). Aufgrund seines nachlassenden Sehvermögens musste sich Axel in den letzten Jahren aus dem Kreis der aktiven Mitarbeiter zurückziehen, verfolgte aber weiterhin die Aktivitäten des Vereins mit großem Interesse. Nach mehreren Schlaganfällen hatte sich sein Gesundheitszustand in den letzten Monaten rapide verschlechtert. Am Tag vor Heiligabend haben Familienangehörige, Freunde und Gefährten ihn zu seiner letzten Ruhestätte auf dem Bockenheimer Friedhof geleitet. Wir werden Axel Huth als guten, immer hilfsbereiten Freund und interessanten Gesprächspartner in Erinnerung behalten. (eh)

Hertha May, geb. Groth (21.9.1924 – 24.12.2015)

Anfang des neuen Jahres erreichte uns die Nachricht, dass Hertha May, geb. Groth, am 24. Dezember 2015 in Pforzheim verstorben ist. Die letzten Jahre lebte Frau May in einem Seniorenwohnheim im Pforzheimer Stadtteil Büchenbronn, zunächst zusammen mit Ihrem 2012 verstorbenen Mann Klaus, dem ältesten Sohn Ernst Mays (siehe maybrief 32, Dezember 2012). Die in Hamburg geborene Architektin hatte zeitweise bei Le Corbusier in Paris gearbeitet und lernte ihren späteren Mann Anfang der 1950er Jahre beim Wohnungsbauprojekt Grindelhochhäuser im Büro von Bernhard Hermkes in Hamburg kennen; sie heirateten 1953. Aus der Ehe gingen eine Tochter und ein Sohn hervor. Klaus und Hertha May betrieben über viele Jahre ein eigenes Architekturbüro in Hamburg. Sie bauten sich 1956 – zeitgleich mit Ernst May und in derselben Straße – im Hamburger Ortsteil Othmarschen einen Bungalow. Eines ihrer herausragenden Projekte, war Ende der 1950er Jahre der Neubau einer fünfeckigen Synagoge in Hamburg-Einsbüttel. In den 1960er Jahren übernahm das Büro von Klaus und Hertha May häufig die Werkplanungen für die von Ernst May entworfenen Siedlungsprojekte. In den 1970er Jahren zogen die Mays nach Baden-Württemberg, zunächst nach Leonberg, dann nach Pforzheim, wo Hertha May an der Goldschmiedeschule unterrichtete. Ihren Ruhestand genossen Hertha und Klaus May in der Nähe des Bodensees, später zog es sie für einige Jahre nochmals nach Hamburg, dem Wohnort ihrer früh verstorbenen Tochter Sabine, zurück. Hertha May hat die ernst-may-gesellschaft wie ihr Mann Klaus seit ihrer Gründung durch diverse Schenkungen und Leihgaben großzügig unterstützt. Wir werden ihr ein ehrendes Andenken bewahren. (eh)

herausgeber
ernst-may-gesellschaft e.v.,
Im Burgfeld 136, 60439 Frankfurt am Main
telefon +49 (0)69 15343883
post@ernst-may-gesellschaft.de
www.ernst-may-gesellschaft.de

redaktion
Dr. Eckhard Herrel (eh) V.i.S.d.P.
C. Julius Reinsberg (jr)

autoren dieser ausgabe
Olaf Cunitz, Alex Dill, Theresia Marie Jekel, Peter Körner, Dr. Bernd Kohlenbach, Dr. Peter Paul Schepp, Dr. Florian Seidel, Tasillo Sittmann, Dr. Klaus Strzyz, Philipp Sturm, Prof. Dr. Martin Wentz, Dieter Wesp (dw)

layout
Ulrike Wagner

Druck: reproplan, Schmidtstraße 12, 60326 Frankfurt am Main

Die in einzelnen namentlich gekennzeichneten Beiträgen geäußerten Wertungen und Positionen spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Alle Rechte an Texten und Bildern liegen bei der ernst-may-gesellschaft und den Autoren.

ISSN: 2367-3141

vorstand
dr. eckhard herrel, vorsitzender
dr. peter paul schepp, stellvertreter und schatzmeister
c. julius reinsberg, stellvertreter
dr. julia krohmer
dr. christoph mohr
dr. klaus strzyz

wissenschaftlicher beirat
prof. dw dreysse
dr. thomas flierl
dr. eckhard herrel
dipl.-ing. heike kaiser
dr. christoph mohr
dr. claudia quiring

kuratorium
dr. evelyn brockhoff
prof. roland burgard
prof. dr. christian freigang
prof. dr. h.c. hilmar hoffmann
prof. luise king
dr. gerd kuhn
dr. habil. wolfgang voigt
prof. dr. martin wentz

schirmherrschaft
peter feldmann, oberbürgermeister der stadt frankfurt am main

ernst-may-gesellschaft e.v.

Wir gestalten Lebensräume …

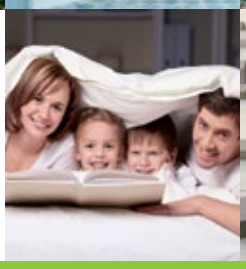
UNTERNEHMENSGRUPPE
NASSAUISCHE HEIMSTÄTTE
WOHNSTADT

… als Wohnungsunternehmen

mit rund 60.000 Mietwohnungen an 140 Standorten in Hessen

… als Entwicklungsunternehmen

für Kommunen und Unternehmen in Hessen und darüber hinaus



Unternehmensgruppe Nassauische Heimstätte/Wohnstadt
Jens Duffner · Pressesprecher · Untermainkai 12/13 · 60311 Frankfurt am Main
Tel. 069 6069-1321 · Fax 069 6069-51321 · jens.duffner@naheimst.de
www.naheimst.de

›› *Ideen für die Zukunft*

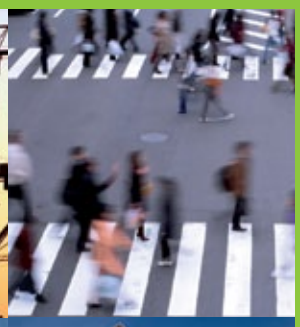
Innovative Stadt- und Projektentwicklung

Mit aktuell rund 160 Projekten an 155 Standorten zählt die NH ProjektStadt zu den aktivsten Dienstleistern in Hessen.

Wir bieten Kernkompetenzen für Kommunen:

›› Stadtentwicklung
›› Projektentwicklung
›› Consulting

NH | ProjektStadt



www.nh-projektstadt.de

NH | Projekt**Stadt**
EINE MARKE DER UNTERNEHMENSGRUPPE NASSAUISCHE HEIMSTÄTTE | WOHNSTADT

Michael Schreier | Leiter Stadtentwicklung
Tel. 069 6069 1471 | michael.schreier@nh-projektstadt.de